



The header features a central illustration of an eagle with its wings spread, perched on a branch with leaves and berries. To the left of the eagle is the flag of the German Empire (black, white, and red horizontal stripes), and to the right is the Swiss flag (red with a white cross). The entire scene is set against a background of radiating lines, suggesting a sun or a bright light. Below the illustration, the title 'Deutsche Internierten Zeitung' is written in a large, black, Gothic-style font, enclosed within a decorative border.

# Deutsche Internierten Zeitung



Herzog Philipp Albrecht von Württemberg × und die Beckenrieder Jugend.



# B B C

## Elektrische Bahnen



Rhätische Bahn, Station Fetan.

Komplette Ausrüstungen von Vollbahnen, Neben- und Überlandbahnen, Trambahnen, Bergbahnen, Industrie- und Seilbahnen für Dreiphasen-, Einphasen-, Gleichstrom-, Hoch- und Niederspannung.

**A-G. BROWN, BOVERI & C<sup>IE</sup>**  
**BADEN (SCHWEIZ)**





## Die Lebensmittelversorgung der deutschen Städte.

### Die Lebensmittelverteilung.

War am Anfange der städtischen Kriegswirtschaft die Hauptsorge der Beschaffung von Nahrungsmitteln gewidmet, so lag in ihrem weiteren Fortgange der Schwerpunkt auf der Lebensmittelverteilung. Wie war denn, so fragen wir, diese Verteilung im Frieden vor sich gegangen? Sie war im freien Verkehr durch den Handel ausgeführt worden. Der Großhandel setzte sich mit den Erzeugern des In- und Auslandes in Verbindung. Er kaufte ihnen ihre Erzeugnisse ab, sei es unmittelbar oder durch Hilfspersonen — Agenten, Kommissionäre, Aufkäufer — und leitete sie dann weiter an andere Groß- oder Zwischenhändler. Diese brachten sie an die Kleinhändler. Von den Kleinhändlern kauften sie die Verbraucher. Jeder konnte sich so viel Nahrungsmittel beschaffen, wie er mochte und wie sein Geldbeutel ihm gestattete. Denn Vorrat war immer genug da; der war stets größer als der Bedarf.

Anders im Kriege. Die Einfuhr wurde uns von den Feinden immer mehr beschnitten; die im Lande befindlichen Vorräte aus früheren Ernten und der Einfuhr des Friedens schrumpften mehr und mehr zusammen; auch die Innlanderzeugung ließ wegen Mangel an Arbeitskräften, Dünger und Spannvieh nach. So kam es, daß der Gesamt-vorrat, der dem Volke zur Verfügung stand, knapp und knapper wurde.

Wäre es auch unter diesen Umständen jedem Verbraucher freigestellt, so viel zu kaufen, wie ihm beliebt, so hätten die Wohlhabenden durch hohe Preise die Waren an sich gerissen und die Minderbemittelten und Armen wären in die bitterste Not geraten. Der vorhandene Vorrat aber sollte für alle reichen. Darum mußte er gerecht unter sämtliche Volksgenossen verteilt werden; jedem wurde sein Anteil, der auf ihn kam, zugemessen. Man sagt, die Lebensmittel wurden rationiert. Diese Rationierung ist die eine Aufgabe der Lebensmittelverteilung. Die andere besteht darin, daß die so eingeteilten Waren auch jedem Verbraucher in der Tat zugeführt wurden. Um eine Gewähr für die tatsächliche Zuführung zu haben, griff der Staat ein. Er entzog dem Handel die Hinleitung der Nahrungsmittel vom Erzeuger bis zum Verbraucher und nahm das ganze Verteilungsgeschäft in seine Hand. Dabei wurde der legitime Großhandel in seinen

einzelnen Fachgebieten in mehr oder weniger großem Umfange herangezogen. Beide Aufgaben, Rationierung und Zuführung, mußten für jedes Nahrungsmittel besonders gelöst werden, denn bei jedem lagen die Verhältnisse verschieden. Es mußte die Eigenart jeder Ware berücksichtigt werden, ihre Haltbarkeit, die Zeit ihrer Gewinnung und anderes mehr. Rationierung und Zuleitung mußten andere Formen annehmen, wenn es sich um Lebensmittel handelte, die nur einmal im Jahre geerntet werden, wie Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, als bei solchen, die das ganze Jahr über gewonnen werden und in oft recht schwankenden Mengen zur Verfügung stehen, wie Fleisch, Milch, Butter, Fett und Eier. Bei Obst, Gemüse und Fischen konnte eine Rationierung gar nicht durchgeführt werden, weil sie zu leicht verderblich sind. Hier mußten andere Verteilungsformen Platz greifen. Auch der Ernährungsbedarf der einzelnen Verbraucher mußte Berücksichtigung finden; Kinder bedürfen besonders Milch, Schwerarbeiter besonderer Zulagen; für Kranke müssen Ausnahmen gemacht werden.

Mit der Ausschaltung des selbständigen Handels war das Räderwerk des gesamten reichgegliederten Verteilungsmechanismus der freien Verkehrswirtschaft aus seinen Lagern gehoben worden. An seine Stelle mußte eine neue Verteilungsorganisation treten. Da die Verhältnisse bei jedem Nahrungsmittel verschieden lagen, wurde für jedes ein besonderer Apparat geschaffen, gewöhnlich mit einer Reichsstelle an der Spitze. Sie stellte den Hauptverteilungsplan auf. Diejenigen Bezirke, die von einem Nahrungsmittel mehr erzeugten, als auf ihre Einwohnerschaft entfiel, mußten an solche abgeben, in denen die eigene Erzeugung nicht ausreichte. Nachdem dieser Ausgleich rechnerisch hergestellt war, wurden die einzelnen Waren an die unteren Verbände, die größeren an die andern Kommunalverbände geliefert. Deren Sache war es nun, die Waren an den Verbraucher heranzubringen. Damit wurden die Städte vor ganz neue Aufgaben gestellt, von denen der oberflächliche Beurteiler immer nur die bei der Neuheit nicht zu umgehenden Mängel in der Ausführung sieht, selten aber bedenkt, welche gewaltigen Schwierigkeiten zu überwinden und welche riesige Organisationsarbeit zu leisten war.



Für die Herstellung und Verteilung des Brotes mußte die Hilfe der Bäcker in Anspruch genommen werden. Es ist von keiner Stadt bekannt, daß sie besondere städtische Bäckereien gegründet hätte. Bei der Fleischversorgung waren die Städte auf die Schlächter angewiesen. Wenn auch einige Städte eigene Schlächtereien und Wurstfabriken geschaffen haben, so verfolgten sie damit doch gewisse Sonderzwecke, wie beispielsweise die Beeinflussung der Preisbildung. Diese beiden Handwerke des Lebensmittelgewerbes wurden in den Dienst der Städte gestellt; das gleiche geschah in großem Umfange mit dem Lebensmittelkleinhandel, dem Handel mit Milch, Butter, Eier, Grieß, Graupen, Aufstrichmitteln, Fischen usw. Die Vorteile für die Städte, die sich daraus ergaben, sind ohne weiteres klar: Es wurde ein großer Berufszweig lebensfähig und steuerkräftig erhalten, welcher der Stadt zahlreiche geeignete Verkaufsstellen mit allen notwendigen Einrichtungen sowie geschulte und sachverständige Kräfte in ausreichendem Maße zur Verfügung stellte. Diese Vorteile fielen fort, wenn die Ausgabe der Lebensmittel in besonders städtischen Verteilungsstellen durch städtische Angestellte erfolgte. Bei dieser Art der Warenabgabe wird eine leichtere Durchführung der Kontrolle allerdings ein Vorteil sein. Allein die den Städten zugewiesene Arbeitslast war so groß, daß sie ohne die Heranziehung des Kleinhandels damit überhaupt nicht zustande gekommen wären. Voraussetzung dabei ist natürlich, daß sich der Kleinhandel den Kontrollvorschriften der Städte unterwirft. Je mehr eine Stadt den ansässigen Handel heranzieht, desto strenger muß das Kontrollwesen ausgebaut sein, um allen Unregelmäßigkeiten zu begegnen, wie Überschreitung der vor-

geschriebenen Preise, Bevorzugung der bessern Kunden, Vertauschung der städtischen Waren mit eigenen, unerlaubte Verwendung der ihnen von den Städten zur Verteilung übergebenen Waren.

Ein sicher wirkendes Kontrollsystem ist überhaupt die erste Voraussetzung für die Durchführung der behördlichen Verteilung. Die Kontrolle muß sich erstrecken auf den ganzen Hinleitungsweg vom Erzeuger zum Verbraucher. Für die Städte kommt lediglich in Frage die Beaufsichtigung der von ihnen beauftragten Verteiler und der Verbraucher. Die Kontrolle der Verbraucher geschieht durch die Lebensmittelkarte. Mit der Brotkarte wurde der Anfang gemacht. An sie lehnten sich die übrigen an — die Zucker-, Fett-, Eier-, Fleisch-, Kartoffelkarte usw. Meist dient eine allgemeine Lebensmittelkarte zum Empfang solcher Waren, die nicht regelmäßig verteilt werden, wie Grieß, Graupen, Teigwaren, Grütze, Sauerkraut, Heringe, Oel, Aufstrichmittel. Verschieden sind die Systeme, die in den einzelnen Städten hierbei durchgeführt sind. Eins aber läßt sich überall feststellen: An der Vervollkommnung des Verteilungswesens ist überall mit regem Eifer gearbeitet worden. Viele Mißstände sind beseitigt worden, so vor allem das lästige „Kettenstehen“ durch die Einführung der Kundenliste. Die Riesenarbeit, die auf diesem Gebiete geleistet worden ist, wird man in ihrer Bedeutung erst in einer späteren Zeit recht würdigen können, wenn die verwirrenden Einzelheiten, wenn all das Unbehagen und der hier und da hervortretende Mißmut über diese oder jene Maßnahme die das unbefangene Urteil zur Zeit trüben, weiter zurückgetreten sein werden. Dr. Scheibke.

## Aus dem Steuerrecht der Kriegsteilnehmer.

Von Ltn. d. R. Dr. Ahrens in Heiden.

Im Steuerrecht ist ebenso wie in andern Rechtsgebieten während des Krieges eine Anzahl von Bestimmungen in den Vordergrund getreten, die, wie die häufigen Anfragen beweisen, vielen Kriegsteilnehmern gänzlich oder teilweise unbekannt sind. Nur wenigen von ihnen ist aber infolge der durch die Kriegsteilnahme bedingten besonderen Verhältnisse möglich, sich über die sie angehenden Kriegsbestimmungen des Steuerrechts sachgemäße Auskunft zu verschaffen. Sie empfinden diesen Umstand um so mehr, als sie durch die Unkenntnis der einschlägigen Bestimmungen häufig nicht in der Lage sind, gegen Steuerveranlagungen, die auf unzutreffenden Voraussetzungen beruhen, die zulässigen Rechtsbehelfe zu ergreifen. Für diese Kriegsteilnehmer und für die in der Schweiz Genesung suchenden Internierten ist deshalb eine Besprechung der Kriegsbestimmungen des Steuerrechts am Platze, soweit dies im Rahmen einer kurzen Abhandlung möglich ist. Aus raumtechnischen Gründen ist geboten, in erster Linie das Steuerrecht Preußens,

das für die größte Zahl der Kriegsteilnehmer besonderes Interesse hat, zu berücksichtigen.

### Staatseinkommensteuer.<sup>1)</sup>

Das Militäreinkommen aller Angehörigen des aktiven Heeres und der aktiven Marine während der Zugehörigkeit zu einem in der Kriegsformation befindlichen Teile des Heeres oder der Marine ist von der Besteuerung ausgeschlossen.<sup>2)</sup> Während diese Steuerfreiheit sowohl für Offiziere, Militärbeamte als auch für Unteroffiziere (vom Feldwebel bzw. Offiziersstellvertreter abwärts) gilt, ist hinsichtlich des Zivileinkommens dieser Kriegsteilnehmer ein wesentlicher Unterschied gemacht.

a) Unteroffiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die nach einem Zivileinkommen unter 3000 Mark veranlagt waren, sind von der Zahlung der veranlagten Staatseinkommensteuer befreit.

<sup>1)</sup> Preuß. Einkommensteuer-Gesetz vom 24. 6. 1891.

<sup>2)</sup> § 5 Ziffer 1 desgl.



mensteuer befreit für die Monate, in denen sie sich im aktiven Dienst befinden, und zwar auch dann, wenn sie während ihrer Einberufung ihr Zivileinkommen weiter beziehen.<sup>3)</sup> Sind diese Heeresangehörigen dagegen mit einem Einkommen über 3000 Mark veranlagt, so sind sie grundsätzlich steuerpflichtig. Nur wenn ihre Berufung gegen die Höhe der Veranlagung erfolgreich oder wenn ihr Einkommen durch den Wegfall der Einnahmequelle (z. B. durch Verlust der Stellung, Aufgabe des kaufmännischen oder gewerblichen Betriebes) um mehr als den fünften Teil vermindert ist, steht ihnen ein Anspruch auf entsprechende Ermäßigung der staatlichen Einkommensteuer zu.<sup>4)</sup> Sind sie dagegen Zivilbeamte mit einem Einkommen über 3000 Mark aus ihrem Beamtenverhältnis, so haben sie keinen Anspruch auf Ermäßigung, da das Zivileinkommen ihnen unverkürzt verbleibt.

#### b) Offiziere und Militärbeamte im Offiziersrange.

Das Militäreinkommen dieser Klasse von Heeresangehörigen ist, soweit sie zu einem in der Kriegsformation befindlichen Teile des Heeres oder der Marine gehören, von der staatlichen Einkommensteuer befreit.<sup>5)</sup> Offiziere des Beurlaubtenstandes,<sup>6)</sup> die im Zivilverhältnis Beamte sind und auf deren Zivileinkommen das Offiziersgehalt mit  $\frac{7}{10}$  angerechnet wird, sind mit dem verbliebenen Teil ihres Zivileinkommens zur Staatseinkommensteuer zu veranlagern. Sind sie dagegen Angehörige freier Berufe (z. B. Kaufmann, Ingenieur, Rechtsanwalt), so haben sie für ihr Zivileinkommen Anspruch auf Ermäßigung oder Erlaß der veranlagten Einkommensteuer für die Zeit ihrer Einberufung nur, wenn durch den Wegfall ihrer Einnahmequelle ihr Zivileinkommen um mehr als den fünften Teil verringert ist.<sup>6)</sup> Auf jeden Fall sind sie aber wie sämtliche andere Kriegsteilnehmer hinsichtlich ihres Militäreinkommens von der staatlichen Einkommensteuer befreit.

### Gemeinde-Einkommensteuer.

#### a) Militäreinkommen.

Das Kommunalabgabengesetz vom 14. Juli 1893, auf dem die Verpflichtung zur Zahlung der Gemeindeeinkommensteuer beruht, kennt eine Befreiung der Kriegsteilnehmer von dieser Steuer nicht. Grundsätzlich unterliegt daher jedes Militäreinkommen der Gemeindesteuer. Nach einer Verordnung vom 23. 9. 1867 ist jedoch das Militäreinkommen der aktiven Offiziere und der Offiziere z. D., wenn sie wieder Dienst tun, sowohl im Frieden wie im Kriege von der Gemeindeeinkommensteuer befreit. Das Oberverwaltungsgericht hat in zwei Entscheidungen vom Oktober 1915 und Mai 1916 eine weitere Ungleichheit

<sup>3)</sup> § 70 Ziffer 1 desgl.

<sup>4)</sup> § 63 desgl.

<sup>5)</sup> Ihnen gleichgestellt sind die Militärbeamten des Beurlaubtenstandes im Offiziersrang.

<sup>6)</sup> § 63 desgl.

geschaffen, indem es das Militäreinkommen aller Berufsmilitärpersonen (Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des Friedensstandes) von der Gemeindeeinkommensteuer für befreit, das Militäreinkommen der Offiziere a. D., Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Reserve, Landwehr und des Landsturmes dagegen pflichtig für die Gemeindeeinkommensteuer erklärte. Bevor das Abgeordnetenhaus<sup>7)</sup> Stellung hierzu nehmen konnte, änderte das Oberverwaltungsgericht<sup>8)</sup> seine Entscheidung dahin ab, daß auch die gesamte Kriegsbesoldung der Unteroffiziere und Mannschaften der Reserve pp. gänzlich, bei den Militärbeamten nur die neben dem Friedensgehalt gezahlte Feld- oder Kriegszulage, bei den Offizieren a. D. und denen des Beurlaubtenstandes dagegen nur  $\frac{7}{10}$  des Militäreinkommens von der Gemeindeeinkommensteuer befreit seien, sofern letzterer Betrag auf ihr Zivileinkommen als unmittelbare oder mittelbare Staatsbeamte angerechnet werde. Wenn damit auch die wesentlichsten Härten der bisherigen Rechtspraxis durch diese Auslegung des bestehenden Gesetzes beseitigt sind, so besteht doch noch die grundsätzliche Ungleichheit zwischen den Berufsoffizieren einerseits und den andern Offizieren andererseits, da erstere Steuerfreiheit hinsichtlich ihres gesamten Militäreinkommens, letztere dagegen nur hinsichtlich  $\frac{7}{10}$  desselben haben, und das auch nur dann, wenn sie Staatsbeamte sind. Der oben erwähnte Antrag,<sup>7)</sup> der auch diese Ungleichheit beseitigen wollte, wurde abgelehnt, im wesentlichen deswegen, weil es sich hierbei um grundsätzliche Änderung der bestehenden Gesetze handle und die Regelung dieser Frage der Friedenszeit überlassen werden müsse. Demnach ist die Rechtslage hinsichtlich der Veranlagung des Militäreinkommens zur Gemeindeeinkommensteuer heute folgende:

1. Von der Steuer sind befreit: die Offiziere des Friedensstandes, die Offiziere a. D., die wieder Dienst tun, die Unteroffiziere und Mannschaften des Friedensstandes, der Reserve, Landwehr und des Landsturmes.
2. Die Militärbehörden genießen Steuerfreiheit hinsichtlich der neben dem Friedensgehalt gezahlten Feld- oder Kriegszulage.
3. Die als Offiziere einberufenen unmittelbaren und mittelbaren Staatsbeamten haben für  $\frac{7}{10}$  des auf ihr Zivilgehalt angerechneten Militäreinkommens Steuerfreiheit.
4. Die Offiziere des Beurlaubtenstandes, die nicht Staatsbeamte sind, haben keine Befreiung von der Gemeindeeinkommensteuer.

#### b) Zivileinkommen.

Das Zivileinkommen der Kriegsteilnehmer ist nach den allgemeinen Bestimmungen zur Ge-

<sup>7)</sup> Antrag des nationalliberalen Abgeordneten Kandler und Gen. betr. Befreiung der nicht berufsmäßigen Militärpersonen von der Gemeindeeinkommensteuer (Drucksachen Nr. 287 und 510).

<sup>8)</sup> Ende Februar 1917.



meindeeinkommensteuer zu veranlagern. Wenn jedoch mit der Einberufung das Einkommen des Steuerpflichtigen durch Wegfall der Einnahmequelle oder durch außergewöhnliche Umstände um mehr als den fünften Teil vermindert worden ist, so hat die Gemeinde die Gemeindesteuer in Absatz zu bringen. Liegt nicht bereits ein diesbezüglicher Gemeindebeschluss vor, so hat der steuerpflichtige Kriegsteilnehmer bei der zuständigen Veranlagungskommission zunächst Erlaß der Staatseinkommensteuer gemäß § 63 Eink.-Steuer-Gesetz zu beantragen, selbst wenn diese bereits gemäß § 70 Ziffer 1 des Eink.-Steuer-Ges. abgesetzt sein sollte. Der formelle Erlaß der Staatseinkommensteuer hat die entsprechende Befreiung der Gemeindeeinkommensteuer von selbst zur Folge.

#### Gewerbsteuer.<sup>9)</sup>

Die der Gemeinde zufließende Gewerbesteuer wird von einem Kriegsteilnehmer nicht erhoben, wenn das Gewerbe bei der Gemeindebehörde oder bei dem Vorsitzenden des Steuerausschusses der zuständigen Gewerbesteuerklasse abgemeldet worden ist.

#### Grund- und Gebäudesteuer.<sup>10)</sup>

Eine Ermäßigung oder ein Erlaß dieser Steuern kann infolge Einberufung zum Kriegsdienst nicht erfolgen, da die Einberufung ebenso wie ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse infolge des Krieges ohne Einfluß auf die veranlagten Werte sind.

#### Allgemeines.

1. Die mehrfach streitig gewordene Frage, ob eine Militärperson des Beurlaubtenstandes, die zum Kriegsdienst einberufen und somit während dieser Zeit der Militärkirchengemeinde zugewiesen ist, gleichzeitig Mitglied der Kirchengemeinde seines Wohnsitzes geblieben und dieser auch für die Zeit der Einberufung zur Zahlung der Kirchensteuer verpflichtet ist, ist vom Oberverwaltungsgericht bejaht worden.<sup>11)</sup> Es tritt jedoch Ermäßigung

<sup>9)</sup> Gesetz vom 24. 6. 1891.

<sup>10)</sup> Gesetze vom 21. 5. 1861.

<sup>11)</sup> Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts vom 22. 6. 1915 und 11. 1. 1916 im Preuß. Verwaltungsblatt, Jahrgang 37, S. 137 und 314.

der Kirchensteuer entsprechend dem infolge der Einberufung herabgesetzten Satze der Staatseinkommensteuer ein.

2. Die Kriegs-, Tropen-, Luftdienst-, Verstümmelungs- und Alterszulage sowie der Anspruch auf die Gehaltszuschüsse des Gnadenvierteljahres sind steuerfrei.<sup>12)</sup> Steuerfrei sind gleichfalls die Kriegsteuerungszulagen und -Beihilfen der öffentlichen Beamten, Lehrer, Angestellten und Arbeiter.<sup>13)</sup>

3. Zuwendungen an die Ehefrau eines Kriegsteilnehmers sind nur dann als steuerpflichtiges Einkommen anzusehen, wenn ein Recht auf die periodische Hebung besteht.<sup>14)</sup> Ist die Gewährung der Unterstützung eine freiwillige, ist sie insbesondere keine Gegenleistung für die Tätigkeit des steuerpflichtigen Kriegsteilnehmers oder seiner Ehefrau, so ist sie steuerfrei, da ein gesetzlicher Grund zur Besteuerung nicht vorliegt.<sup>15)</sup> Hierunter fallen alle Unterstützungsbeträge, die zum Kriegsdienst einberufene Angestellte kaufmännischer oder gewerblicher Betriebe von ihren Arbeitgebern erhalten, wenn diese Zuwendungen vertraglich nicht vereinbart sind.

Dieser kurze Überblick über die wichtigsten und brennendsten Fragen des Steuerrechts der Kriegsteilnehmer läßt als Grundsatz das Bestreben erkennen, die wirtschaftlichen Nachteile, welche die Kriegsteilnehmer durch die Einberufung zum Heeresdienste erleiden, durch Steuererlaß oder -Nachlaß möglichst zu mildern. Wenn diese Rücksichtnahme bei einzelnen Kriegsteilnehmern nicht so weit geht, wie es vielleicht wünschenswert wäre, so ist dies nur dem Umstande zuzuschreiben, daß Staat und Gemeinde während des Krieges geldlich weit mehr als in Friedenszeiten in Anspruch genommen und deswegen auf die Steuereinnahmen um so dringender angewiesen sind. Es steht jedoch zu erwarten, daß Gesetz und Rechtspraxis die letzten Härten, die im Steuerrecht des Kriegsteilnehmers noch vorhanden sind, gänzlich beseitigen, soweit dies möglich ist.

<sup>12)</sup> Vergl. Internierten-Zeitung Nr. 21, S. 2, Nr. 2.

<sup>13)</sup> Nach dem am 10. Mai 1917 verabschiedeten preuß. Gesetz.

<sup>14)</sup> § 14 Eink.-Steuer-Gesetz.

<sup>15)</sup> Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts vom 26. 2. 1916.

## Die deutsche Sprache im Weltverkehr.

Von Dr. E. Lange.

Ein jeder Deutsche weiß, daß seine Muttersprache im Weltverkehr sich noch nicht zu der beherrschenden Stellung durchgerungen hat, die ihr gebührt. Um so mehr sollte ihn dies Wunder nehmen, als doch eine große Anzahl seiner Landsleute seit Jahrhunderten ins Ausland ausgewandert ist und sich auf fremder Erde angesiedelt hat, da doch der deutsche Handel in der ganzen Welt jährlich gewaltig gewachsen ist. Warum

konnte ihm eine gleichzeitige Ausbreitung unserer Sprache auch nicht im Entferntesten folgen? Eine landläufige Erklärung für diese absonderlichen Verhältnisse ist leicht gefunden. Man sagt eben: Die deutsche Sprache ist zu schwer zu erlernen, deshalb müssen im Weltverkehr leichter zu erlernende Sprachen gesprochen werden. Es sollen nun die nächsten Zeilen dazu dienen, aus diesem Satze, der mit seiner weltverbreiteten Ansicht dem



Deutschtum schon so unendlich viel Schaden bereitet hat, die Wahrheiten von den verderblichen Irrtümern zu trennen.

Die Sprache eines jeden Volkes, das eine gewisse Kulturhöhe erreicht hat, setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Nur die allerprimitivsten Völker, wie sie zur Jetztzeit noch als Ueberbleibsel in den Wildnissen Australiens und Afrikas hausen, begnügen sich mit dem einfachen Urelement der Sprache, das lediglich den Zweck hat, den Verkehr unter den einzelnen Personen zu vermitteln. Diese einfache Verkehrssprache, die den Kern einer jeden und also auch der deutschen Sprache bildet, genügt vollkommen, um mit einem äußerst geringen Wortschatz alle sprachlichen Bedürfnisse eines einfachen Menschen zu befriedigen. Bei fortschreitender Entwicklung eines Volkes bilden sich Sprachelemente des Kultus, der Poesie und andere mehr heraus, die zuerst nur den Priestern und Gelehrten, später je nach Stand der Bildung dem ganzen Volk gemeinsam werden. Mit der Erfindung oder Einführung der Schrift entstand das der Umgangssprache fremdeste Element, die Schriftsprache. Sie war in den Urzeiten nur den erlauchtesten Geistern des Volkes bekannt. Während das gemeine Volk der Sklaven noch mit seiner Ursprache auskam und sie ihm in allen Lebensfragen genügte, gebrauchte die Kaste der Priester und Gelehrten mit Vorliebe die dem Volke fremde Schriftsprache. Ähnlich liegen die Verhältnisse heute noch im Türkischen, wo ja das Qaba-Türkische und Fassih-Türkische kaum ein Wort gemeinsam haben. Aber die Entwicklung schritt weiter. Ganze Völker Europas lernten es, das Geheimnis der Schrift zu ergründen, und ein achtjähriger Knabe leistet heute die Arbeit, die einst der deutsche Kaiser Karl der Große trotz vieler Mühe und Seufzer nicht erreichen konnte: er kann einen Brief schreiben. So ist heutzutage fast allen europäischen Völkern ihre Schriftsprache ebenso geläufig wie die Sprache des gewöhnlichen Verkehrs. Gerade das letzte vergangene Jahrhundert, das aus den kultiviertesten Staaten der Erde die Analphabeten fast verschwinden ließ, zeigt darin einen gewaltigen Fortschritt vor dem vergangenen Jahrhundert. Es wird wohl heute kaum vorkommen, daß ein geistig normal entwickelter Deutscher beim Lesen auf ein deutsches Wort stößt, dessen Bedeutung ihm bisher unbekannt war. So lagen die Verhältnisse bereits, als 1871 das Deutsche Reich neu gegründet wurde und als also nicht mehr der Sachse und Württemberger, der Preuße oder Bayer, sondern der Deutsche, der hinter sich eine Großmacht hatte, in die Welt zog.

Wie anders sah es aus, als die Schiffe anderer Völker Europas zur Eroberung der Erde die Wellen der Ozeane durchkreuzten! Es wird nicht viele Schriftgelehrte unter den Portugiesen und Spaniern gegeben haben, die sich Südamerika unterwarfen. Natürlich konnte die vom Urzustand

sich noch nicht allzuweit entfernte Sprache der Landsknechte und der ihnen folgenden Händler und Bauern leicht von den Landeseinwohnern angenommen werden. Was hätten sie, die selbst zum größten Teil weder lesen noch schreiben konnten, mit gelehrten Worten und Begriffen ihrer Eroberer anfangen können? Handel treiben wollten sie und arbeiten mußten sie, dazu genügte die einfachste Verkehrssprache vollauf. Ebenso war es auch für die Ausbreitung der englischen Sprache sicher von einem nicht zu unterschätzenden Nutzen, daß man in Australien und anderen Kolonien zuerst Verbrecher ansiedelte. Auch die Masse dieser Leute wird nicht sehr vertraut mit der Feder und der Schriftsprache gewesen sein. Auch sie standen den Völkern, denen sie ihre Kultur und Sprache brachten, näher als die Gebildeten ihres Volkes. Als sich die französische Sprache eine herrschende Stellung in Europa und an den südlichen Küsten des Mittelmeeres eroberte, konnten von den Angehörigen des dritten Standes, außer den Advokaten, wenige Leute lesen und schreiben. Und die es konnten, werden kaum unter den Soldaten als Kulturpioniere und Verbreiter ihrer Sprache in die Welt hinausgezogen sein. Wie wenig es in früherer Zeit selbst für einen großen Feldherrn erforderlich war, die Schriftsprache zu beherrschen, ist uns ja aus vielen Anekdoten der Geschichte bekannt. Weder Zieten noch Blücher noch Wrangel waren Helden der Feder; ja, sie verachteten von Grund ihrer Seele die „verdammten Federfuchser“. So erklärt es sich, daß in früheren Jahrhunderten die Ausbreitung einer fremden Sprache leichter war, als heutzutage. Denn je einfacher ein Mensch sich ausdrückt, um so leichter wird ihn ein anders Sprechender verstehen lernen. Diese Erfahrung kann ja ein jeder, der etwas Sprachsinn hat, leicht machen. Er wird nie einem Fremden mit hochtrabenden Worten entgegnetreten, wenn er sich mit ihm verständigen will, sondern sich Mühe geben, im Ausdruck so einfach wie möglich zu sein.

Die deutsche Sprache soll nun zu schwer zum Erlernen für Ausländer sein, um mit jenen Handelssprachen, die sich die Welt erobert haben, wetteifern zu können. Auch gegen diese Ansicht läßt sich ein geschichtlicher Gegenbeweis leicht führen. Konnten doch einst die wendischen Völker Brandenburgs nach ihrer Unterwerfung durch die Askanier recht gut die deutsche Sprache erlernen. Ebenso nahmen die slavischen Einwohner Pommerns und Mecklenburgs die Sprache ihrer Eroberer an. Der deutsche Ritterorden verpflanzte nach Preußen neben deutscher Kultur die deutsche Sprache. Aber es brachte eben auch in damaliger Zeit der primitiv sprechende Ansiedler dem mit ihm auf gleicher Stufe stehenden Eingeborenen eine einfache Sprache.

(Fortsetzung folgt.)



## Unsere Leipziger Gäste.\*)

Von Gustav Schröer, Eßbach b. Ziegenrück.

Es war ein Tag, so schön, daß es der Sonne schwer wurde, aus der jauchzenden Frühlingsherrlichkeit zu scheiden. Ganz langsam wanderte sie über die Wälder, sank hinter den Hainbühl hinab und um die Biegung im hellgrün bewimperten Berghange kam das Zügle, das uns die Kinder aus der Großstadt Leipzig brachte. So aus sieben oder acht Gemeinden waren Männer da und etliche Frauen, die Jungen und Mädels vom Ziegenrücker Bahnhof abzuholen,

Die Nacht kommt über die Felder her, tief drunten rauscht die Saale. Ihr Abendlied schallt ruhevoll herauf, und zwanzig Augenpaare schauen, und zwanzig flinke Kindermünder sind still. Nur dann und wann ein leises: „Oh“. Feuchtwarme Luft wogt über die Hochebene. Die Erde strotzt von Fruchtbarkeit. Maiengewitter und Regen haben die Aehren in die Höhe gejagt, daß es eine Lust ist. Und die Kinder schwatzen. Das geht wie Windmühlen



Ferienkinder.

und als der Zug hielt, da quoll es freiheitshungrig und schnellfüßig heraus, an die hundert Leipziger Kinder, und da war auch gleich das große Lachen da. Irgendeines rief: „Seid ihr da, ihr Rasselbände?“ — „Ja, ja!“ Sie schleiften ihre Köfferchen auf den Bahnsteig, und etliche, die einen Freundschaftsbund geschlossen hatten, unterwegs oder schon früher, hielten sich an den Händen: „Wir bleiben zusammen!“

Waren Jungen dabei, schlank wie Bergtannen im zehnten oder zwölften Sommer, und Mädels, rank wie Königskerzen, und wieder andere wie Niederholz im lichtarmen Dickicht. Ja, die Großstadt! Blaß sehen Sie alle aus, die Leipziger Kinder, aber nur wenige wirklich kriegsmäßig blaß. Man sieht, sie tun auch in Leipzig, was zu tun möglich ist. Und wo es fehlt, da wollen wir ja eben nachhelfen. Dazu sind die Kinder gekommen. Ich habe genug Leute sagen hören, daß es „auf ein bisschen Milch“ nicht ankomme.

Einer fragt: „Wer will mit mir?“ — „Ich“, und die Finger gabeln in die Höhe. „Ihr müßt aber noch eine Stunde laufen!“ — „Schad't nischt.“

Dann also los. Einige Kleinigkeiten sind noch zu erledigen. Die Namen müssen notiert werden, da möchten zwei zusammen bleiben und dort drei. Dann geht's auseinander. Dahin zwanzig, dorthin zehn, dorthin fünf. Und unterwegs: „Könnt ihr Kohlrüben essen?“ — „Kohlrüben?“ Die Gesichter werden recht lang. „Ist nur ein Scherz, Kinder. — Könnt ihr Milch trinken?“ Da lachen sie. „Es wird schon werden. Habt nur keine Sorge. Wie lange wollt ihr da bleiben?“ — „Wie lange dürfen wir bleiben?“ — „Das kommt auf euch an. Wer folgt, der...“ — „Wir folgen, wir folgen!“ — So sind wir den Berg hinauf geklettert, wir wissen nicht wie.

\*) Den Leipziger Neuesten Nachrichten entnommen.

auf Kirschbäumen. Von der Schule, dem Lehrer, vom Aufsatz, den Kohlrüben, und der Weg rennt ordentlich rückwärts.

Als wir am Dorfe sind, da halten wir. Dann „O Deutschland hoch in Ehren.“ Es schallt von den Hauswänden wider, springt in die Herzen und jagt ein Tröpflein in die Augenwinkel. „Die Großstadtkinder sind da.“

Das Unterbringen macht nicht die geringste Not. Es war, wie ich höre, überall dasselbe. Wir hätten noch etliche mehr brauchen können. Unter zwanzigen sind nur zwei, bei denen die Sehnsuchtswässerlein rinnen, und es ist nur eines, das auch am zweiten oder dritten Tage noch nicht ins neue Gleis will. Aber darauf waren wir gefaßt, und es wird schön werden. Am andern Tage ist ein Leben, als ob Sonntag wäre. Daß die Kinder Holz pantoffeln mitgebracht haben, das hat sie ihren Pflegern gleich ein Ende näher gebracht. Holz pantoffeln, ja nicht Stöckelschuhe.

Muß eine sonderbare Jugend in Leipzig sein. Sie wollen alle in die Schule. Ein paar Jungens laufen mir fast das Haus ein. „Warum wollt ihr denn durchaus in die Schule?“

„Ja, dann dürfen wir länger bleiben.“

Aha. Und sie plaudern aus, daß sie sich selber Brot abschneiden dürfen, und daß es zum Mittagessen Klöße gab mit einem „so großen“ Stück Schinken.

Es wird nicht immer Sonntag bleiben, aber Sonntage sollen die Kinder auf dem Lande haben. Sie sind alle bei schlichten Leuten in guten Händen, die Herzen sind weich, die Hände offen, und wir freuen uns, daß wir mitarbeiten dürfen an Deutschlands Zukunft.

Ihr Großstädter, gebt die Kinder her, und ihr anderen: „Wer will ein Kind?“ Für sie blutet die Gegenwart. Macht sie stark für die Zukunft!





## XXVI. Bücherstiftung der „Dichter-Gedächtnis-Stiftung.“

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel, sandte uns dieser Tage 50 Serien von je 46 Bänden zur Verwendung für unsere Gefangenen in Frankreich.

Der Inhalt dieser Büchereien ist sehr sorgfältig gewählt; wir bringen nachstehend die Zusammenstellung:

### A. Erzählungen und Novellen.

1. Anzengruber, Ludwig: Der Erbonkel und andere Geschichten.
2. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Illustriert.
3. Dorfgeschichten (Novellenbuch, Band 2): Ernst Wichert, W. v. Polenz, Heinrich Sohnrey, Rudolf Greinz.
4. Finckh, Ludwig: Rapunzel. Mit Einleitung von M. Lang und einem Bilde Finckhs.
5. Freytag, Gustav: Karl der Große. — Minnegesang und Minnedienst zur Hohenstaufenzeit.
6. Hesse, Hermann: Der Lateinschüler. Illustriert.
7. Heyse, Paul: Andrea Delfin.
8. Jensen, Wilhelm: Über der Heide.
9. Kindheitsgeschichten (Novellenbuch, Band 6): Adolf Schmitthenner, H. Ackerle, Meinrad Lienert, Marga v. Rentz, Hans Land, Ad. Bayersdorfer, Ch. Niese, Th. Mann.
10. Kleist, Heinrich von: Die Verlobung in St. Domingo. — Das Erdbeben in Chile. — Der Zweikampf.
11. Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bild Kleists und 7 Vollbildern von Ernst Liebermann.
12. Musikergeschichten: K. Söhle, R. H. Bartsch, W. Schmidt-bonn, E. v. Wolzogen.
13. Rosegger, Peter: Der Adlerwirt von Kirchbrunn.
14. Schmitthenner, Adolf: Die Frühglocke. Illustriert.
15. Schmitthenner, Adolf: Treuherrliche Geschichten. Mit einem Bilde Schmitthenners und einer Einleitung von Dr. phil. Alfred Graf, illustriert von Ludwig Berwald.
16. Schücking, Levin: Die drei Großmächte. Illustriert.
17. Seegeschichten (Novellenbuch, Band 4): Joachim Nettelbeck, W. Hauff, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Wilhelm Poeck, Johannes Wilda.
18. Spielhagen, Friedrich: Hans und Grete (Novelle). Illustriert.
19. Villinger, Hermine: Leodegar, der Hirtenschüler. Illustr.
20. Wichert, Ernst: Der Wilddieb.

### B. Humoristisches.

21. Böhlau, Helene: Kußwirkungen.
22. Deutsche Humoristen, Band 1: Peter Rosegger, Wilh. Raabe, Fritz Reuter, Alb. Roderich.
23. Deutsche Humoristen, Band 3: Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau.
- 24.—25. Deutsche Humoristen, Band 4—5 (Humoristische Gedichte): W. Busch, Felix Dahn, Gust. Falke, Liliencron, Keller, Scheffel u. a. In 2 Bd. gebunden.
26. Deutsche Humoristen, Band 6 (Humor. Erzählungen): E. Th. A. Hoffmann, B. v. Arnim, Fr. Th. Vischer, A. Bayersdorfer, Henry F. Urban, Ludwig Thoma.
27. Deutsche Humoristen, Band 7: Enking, Greinz, Thoma u. a. Illustriert von Berwald.

28. Ebner-Eschenbach, Marie von: Die Freiherren von Gemperlein. Illustriert.
29. Eyth, Max: Geld und Erfahrung (Humoristische Erzählung): Mit Bild Eyths und Illustrationen von Th. Herrmann.
30. Keller, Gottfried: Kleider machen Leute. Mit Bild des Verfassers. Illustriert von Hans Schroedter.
31. Kotze, Stefan von: Geschichten aus Australien.
32. Ludwig, Otto: Aus dem Regen in die Traufe. Illustr.
33. Müller, Fritz: Fröhliches aus dem Kaufmannsleben. Illustriert.
34. Schellmuffskys wahrhaftige, kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Land. Illustr.
35. Wilbrandt, Adolf: Der Mitschuldige. Illustriert.

### C. Briefe.

- 36.—37. Goethes ausgewählte Briefe: Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Wilh. Bode, Weimar. 2 Bände.
- D. Gedichte, Dramen und Lustspiel.
38. Grillparzer, Franz: Weh dem, der lügt. Mit Bild Grillparzers.
39. 50 Gedichte von Goethe.
40. Mörike, Eduard: Auswahl aus seinen Dichtungen von Dr. J. Loewenberg.
41. Schiller: Wallensteins Lager. — Die Piccolomini.
42. Schiller: Wallensteins Tod.
43. Schillerbuch, enthaltend: „Die Glocke“, sämtliche Balladen, Wilhelm Tell. Mit Bild Schillers von A. Graff und Einleitung von Dr. O. E. Lessing.

### E. Heimat und Weihnachten.

44. Die deutschen Lande in der Dichtung, Band 1: Deutschland. Herausgegeben von Dr. Max Goos. Mit 16 Zeichnungen von Walter Strich-Chapell und 7 prächtigen Wiedergaben nach berühmten Originalen.
- 45.—46. Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. In 2 Bände gebunden.

Von diesen Büchereien sind im Laufe der Zeit des Bestehens der Bücherzentrale nun schon eine sehr große Anzahl nach Frankreich gegangen, wo sie in manch einem Lager einen wertvollen und willkommenen Grundstock für eine Lagerbücherei geliefert haben.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir gleichzeitig einige aufklärende Bemerkungen über die sonstige Bedeutung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung anbringen.

Bereits in Friedenszeiten versorgte die Stiftung Volksbüchereien in Dörfern und kleinen Städten, Schulen und Fortbildungsanstalten, ferner Krankenkäuser und Truppenteile, Kriegs- und Handelsschiffe mit guten Büchern. So hat allein die Bibliotheksabteilung bis Ende 1916 730 376 Bücher verteilt.

Eine große Kulturaufgabe hat sich die Stiftung seit dem Bestehen gestellt, indem sie nach Kräften gegen die Schundliteratur gekämpft hat und diesen Kampf durch Aufklärung der Öffentlichkeit, vor



allem aber durch Massenverbreitung guter Volksschriften auch mit gutem Erfolge weiterkämpft.

Weit ausgedehnter noch als in Friedenszeiten hat sich die Tätigkeit der Stiftung während des Weltkrieges gestaltet. In der Zeit von August 1914 bis Ende Dezember 1916 sind an Lazarette, Trupenteile, Wachtkommandos, an die Ostpreußenhilfe und für deutsche Kriegsgefangene im Ausland 454742 Bücher unentgeltlich verteilt worden.

Bis zum gegenwärtigen Tage sind an Gefangene etwa 63000 Bände versandt worden, von denen namentlich die für die französischen Lager bestimmt die Bücherzentrale passiert haben.

Im Augenblick arbeitet die Stiftung mit aller Kraft an der Zusammenstellung einer größeren Bücherei für das Zivilgefangenenlager in Knockaloe (England, Ile of Man).

Nach Abschluß des Krieges wird die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung auf ein Segenswerk zurückblicken können, das den Dank in sich selbst trägt, hat sie doch vielen deutschen Männern in ernsten und in traurigen Stunden der Schaffensunmöglichkeit, sei es auf der Wacht vor dem Feinde oder sei es weit hinter dessen Linien in der Qual der Gefangenschaft, in ihren Büchern einen Halt und eine Zerstreuung gebracht. Gr.

#### **Hilfswerk schweizerischer Hochschulen zugunsten kriegsgefangener Studenten. \*)**

Die lange Dauer des Weltkrieges und die Erbitterung, mit der er geführt wird, verursachen den kriegführenden Nationen unerhörte Opfer an Gut und Blut. Besonders fühlbar werden sich die Verluste machen, welche die akademische Jugend erleidet, aus der doch der Welt die Träger einer künftigen Völkerverständigung und einer geläuterten europäischen Kultur erstehen sollen. Die Schweiz hat, infolge der Erhaltung ihrer Neutralität, die wissenschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu ihren Nachbarstaaten weiterführen können. Die engen persönlichen Bande der Schweizer Hochschulen mit denen des Auslandes sowie die vielen neutralen Kommissionen, die Schweizer in die Gefangenenlager hüten und drüben führen, gewähren der Schweiz mehr wie dem Kriegsbeteiligten selbst einen Einblick in die Verheerungen, die der Krieg unter der Intelligenz anrichtet, die er ganz besonders noch in seinen Folgewirkungen in der Gefangenschaft hervorruft.

Körperliche Entbehrungen trägt der Gebildete im allgemeinen wohl leichter als sein Genosse aus andern Volksklassen; aber die geistige Untätigkeit wird auf die Dauer drückend empfunden. Zur Untätigkeit tritt das peinliche Gefühl der verlorenen besten Jahre und der Unsicherheit der persönlichen Zukunft.

\*) Die einleitenden Ausführungen sind teilweise wörtlich einem Bericht von Prof. Grossmann (Zürich) über das Hilfswerk mit gültiger Erlaubnis entnommen.

Aus diesen Erwägungen heraus ist das „Hilfswerk der schweizerischen Hochschulen für kriegsgefangene Studenten“ entstanden. Es hat sich die Aufgabe gestellt, den gefangenen Studenten (im weitesten Sinne des Wortes) Studienbücher und Studienmaterial zu verschaffen, sei es geschenkweise, sei es durch Vermittlung aus der Heimat.

Das Hilfswerk, das im Sommer 1915 auf die Anregung von Prof. Maillard in Lausanne mit Vertretern sämtlicher schweizerischer Hochschulen ins Leben trat, ist von den Regierungen Deutschlands, Österreichs-Ungarns, Frankreichs und Italiens anerkannt. Diese Anerkennung gibt ihm das Recht, mit den gefangenen Studenten in den Lagern dieser Länder in Verbindung zu treten, ihre Wünsche fortlaufend entgegenzunehmen und in weitergehendem Maße zu befriedigen, als dies von anderer Seite geschehen kann. Das Zentralkomitee versendet zu diesem Zwecke Fragebogen an die einzelnen Lagerkommandanten, um die Namen und die Wünsche der gefangenen Studenten im weitesten Sinne des Wortes und mit Einschluß ehemaliger Angehöriger der höherer Schulen festzustellen. Es geschieht dies in Verbindung mit einem Vertrauensmann, der im Einverständnis mit dem Lagerkommandanten bezeichnet wird. Die zurückkommenden Fragebogen werden jenem Hochschulkomitee in einer der sieben Universitätsstädte übermittelt, dem die Fürsorge über das betreffende Lager zugewiesen worden ist. Die Wünsche beschränken sich in der Hauptsache auf Bücher und Zeitschriften wissenschaftlicher oder belletristischer Natur. Die Gesuche um materielle Unterstützung treten im Vergleich damit stark zurück. Meist kann dem Bedürfnis nur durch die Beschaffung neuer Bücher in sachgemäßer Weise entsprochen werden. Die Sendungen gelangen in den allermeisten Fällen richtig in die Hände der Petenten, die deren Empfang unterschriftlich bestätigen.

In diese Arbeit teilen sich besondere Ausschüsse der Universitäten Genf, Lausanne, Neuchâtel, Basel, Bern, Freiburg und Zürich, welche letztere Hochschule gemeinsam mit der Eidgenössischen Technischen Hochschule wirkt.

Hierzu kommt die wertvolle Mitarbeit der Hochschulen in den kriegführenden Ländern. Die deutschen Universitäten haben sich zusammengetan, um ihren Studierenden Bücher durch Vermittlung des Hilfswerkes zu senden.

Und zwar werden die für deutsche Akademiker in Frankreich und Italien bestimmten Bücher durch die „Sammelstelle von Büchern für deutsche Kriegsgefangene an der Universität Leipzig“ auf Kosten derjenigen Hochschulen, welchen die einzelnen Gefangenen angehörten, oder aus öffentlichen Mitteln beschafft und an die Deutsche „Bücherzentrale“ in Bern gesandt, welche sie ihrerseits an die Hochschulkomitees in Basel, Bern und Fribourg für deren deutsche Schutzbefohlene ver-



teilt. Viele Wünsche von deutschen Akademikern werden aus den eigenen Beständen der Bücherzentrale oder aus den eigenen Mitteln und Vorräten des schweizerischen Hochschulkomitees befriedigt; eine vollständige Kartothek der gefangenen Akademiker und der von ihnen verlangten und an sie geschickten Bücher befindet sich bei der Berner Zentrale.

Die von deutscher Seite zur Verfügung gestellten Bücher werden dem Einzelnen grundsätzlich nur leihweise ausgegeben, derart, daß er sie nach Gebrauch dem Bibliothekar seines Lagers abgeben muß, zu Nutz und Frommen seiner Kameraden. Bis zu Kriegsende verbleiben die Bücher im Besitz der Lagerbibliotheken.

Die einzelnen Gefangenenlager werden vom Zentralausschuß Lausanne den verschiedenen Hochschulausschüssen zugewiesen, wobei die Rücksichtnahme auf die Bücherbeschaffung von selbst gebietet, daß die westschweizerischen Universitäten für die geistige Nahrung der Franzosen in Deutschland sorgen, während die ostschweizerischen Hochschulen die Fürsorge für die Deutschen in Frankreich übernehmen. Nur das Lokalkomitee Zürich versorgt mit Rücksicht auf die Eidgenössische Technische Hochschule und die Beschaffung technischer Werke Lager in beiden Ländern.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen soll die Tätigkeit der einzelnen Ausschüsse in bezug auf deutsche Kriegsgefangene einer Würdigung unterzogen werden.

Gr.

(Fortsetzung folgt.)

### Notizen.

#### Arbeitsdetachements.

(Bekannt geworden durch den Weihnachtspaketversand.)

Castres (Depot mit 2727 Mann): Aiguefonde, Albi (Mines), Alet, Ambialet, Amarens, Aubin, St. Beaulize, Boissezon, Cadalen, Cognac, Camarès, Carmaux, Castelnaud de Lévis, Champagnolles, Combes, Coussergues, Damiatte, Décazeville, Ferrières, Flavin, Florat, Fréjairolles, Gaillac, St. Jean-St. Paul, St. Juéry, Lacaune, Lombres, Lugan, Marnac, Marssac, Montpaon, Montrozier, Pampelonne, Pont-de-Salars, Recoules, Senouillac, Hôpital Nr. 33.

Câen (Depot mit 2589 Mann): Aignan de Cramésnil, Audrieu, Bretteville s. Laize, Carrières de Montbosq, Courtonne-la-Ville, Crocy, Dives s. mer, Dozulé, Escures s. Favières, La Gare, Grimsbosq, Honfleur, St. Honorine du Fay, Louvigny, St. Martin de Fontenay, May s. Orne, Mézidon Canon, Mesnil au Grain, Mondeville, Morteau-Couliboeuf, Mouet-Argences, Roquette, Secqueville-en-Bessin, Soignolles, Tournebu, Tourneur, Trouville, Verson, Hôpital Mixte de Câen.

Cahors (Depot mit 371 Mann): Bagnac, Chapelle-Marival, Fumel, Hautes Serres, Montfaucon, Soturac, Hôpital mixte de Cahors.

Castelluccio (Corsica) (Depot mit 154 Mann): Casamozza, Cynclamens, Folelli, Olmeto, Portigliolo, Salario, Sapalari, Ucciani.

Briançon (Hospitalort, jetzt aufgelöst): Hôpital Colaud, Hôpital Militaire.

#### Deutsche Gefangene aus Deutsch-Ostafrika.

3 Offiziere und 26 Unteroffiziere und Mannschaften, die in Deutsch-Ostafrika in belgische Gefangenschaft gerieten, sind Mitte Mai nach Frankreich verbracht worden. (Mitteilung aus den „Nouvelles“ vom 16. 6. 17.)

#### Ein Brief aus St. Robert bei Grenoble.

Saint Robert, den 25. 4. 17.

Zur Aufklärung möchte ich mir gestatten, Ihnen mitzuteilen, daß ein Lager im eigentlichen Sinne hier nicht besteht. Das „Asile St. Robert“ ist die Kreisirrenanstalt des Departements Isère. Vor ca. 6½ Monaten wurde ich hier interniert und erhielt im Laufe der Zeit Gesellschaft in Gestalt zweier deutscher und zweier österreichischer Kriegsgefangener. Alle übrigen Insassen sind Franzosen. Sie können sich leicht vorstellen, daß die isolierte Lage den Aufenthalt in einer französischen Irrenanstalt für uns Deutsche nicht angenehm macht, vor allen Dingen in bezug auf Zerstreuung. Dies ist umsomehr der Fall, als ich von meinen Kameraden der einzige bin, der französisch spricht. Wenn ich mich an Sie mit der Bitte um Zusendung von Büchern gewendet habe, so geschah dies nicht zum wenigsten zum Vortheile meiner Kameraden. Die uns überlassenen Bücher werden beinahe bei jeder Gelegenheit in einem Depot abgegeben.

Indem ich Ihnen nochmals für Ihr entgegenkommen herzlich danke, zeichne ich ergebenst

Louis Ruppert,  
Reservist, 22. bayr. Res.-Inf.-Regt.

#### Das Lager von Romans.

Der Ausschuß zur Unterstützung bedürftiger Kriegsgefangener in Romans teilt uns mit, daß das Camp des Inaptes in Romans an das Hauptlager angegliedert worden ist. Durch die Verschmelzung der beiden Lager ist die Bücherei für die Gefangenen zu ansehnlicher Größe gewachsen (etwa 2000 Bände). Durch diesen Bücherbestand, sowie durch die Erlaubnis des Lagerkommandanten ist es möglich geworden, vom Lager aus auch regelmäßig die Arbeitskommandos mit Lektüre zu versorgen. Gr.



### Der „Hilfsdienst für die Kriegs- und Zivilgefangenen in Frankreich“ als Interniertenbetrieb.

In Angliederung an die Abteilung für Gefangenenfragen der Deutschen Gesandtschaft wurde Ende Oktober 1916 der „Hilfsdienst für die Kriegs- und Zivilgefangenen

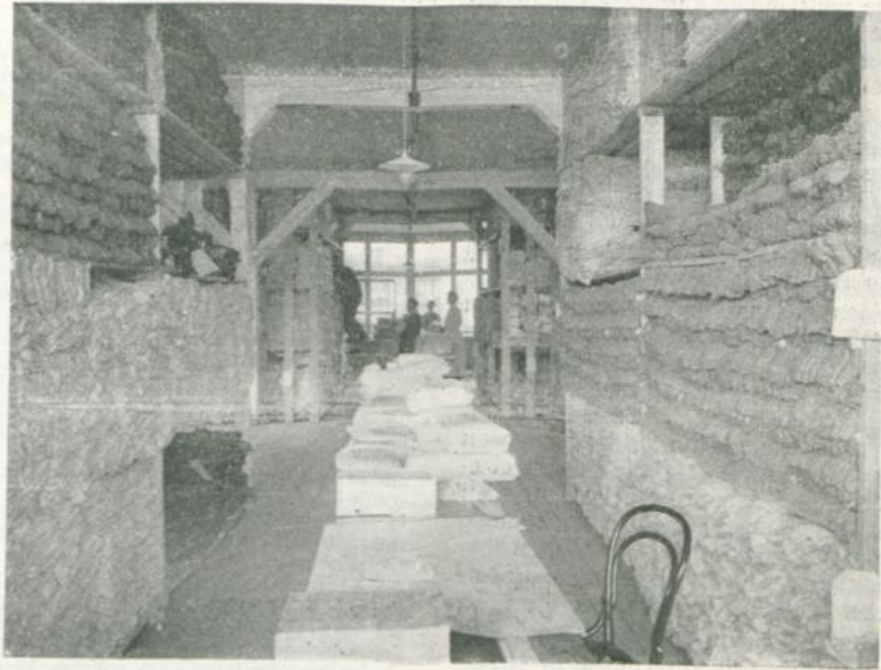
in Frankreich“ begründet und bezog in Bern seine Büros und Betriebsräume im Sulgenauweg 31.

Dem „Hilfsdienst“ wurde vom Kriegsministerium die Aufgabe zugewiesen, den Gefangenenlagern in Frankreich aus Mitteln der im Sommer vorigen Jahres gesammelten Volksspende Sendungen größeren Umfangs regelmäßig zugehen zu lassen. Im Monat November waren alle Vor-



bereitungen soweit getroffen, daß die Arbeit aufgenommen werden konnte, und heute stellt der „Hilfsdienst“ einen großen kaufmännischen Betrieb dar mit Büros, in denen die Korrespondenz und Buchhaltung erledigt wird und

mäßig eingehende Bestätigungen berichten über die Verteilung durch die Lagerkomitees an die in den Hauptlagern und Arbeitskommandos untergebrachten Gefangenen. Wäsche und Schuhe, Konserven und Marmelade und vor allem die



Lagerraum.



Kistenfabrikation.

mit Lager- und Versandräumen, in denen die Waren übernommen, gelagert und in umfangreichen Sendungen ihren Zwecke zugeführt werden.

Über 70 große Sendungen sind seither in die Kriegsgefangenenlager nach Frankreich gegangen und regel-

sehr begehrten Rauchwaren bildeten den Inhalt dieser Sendungen an die Kriegsgefangenenlager.

Außerdem sind bis Ende Mai d. J. 43 einzelne Sendungen an die Zivilgefangenenlager in Frankreich abgegangen, durch deren Inhalt die Zivilgefangenen mit



Wäsche, Kleidung, Schuhwerk und Gebrauchsgegenständen versorgt wurden.

Der Gesamtwert dieser 113 Sendungen betrug Ende Mai 1917 Fr. 410000.

Außer dieser Tätigkeit befaßt sich jedoch noch der „Hilfsdienst“ mit dem Ankauf der Waren, welche in Einzel-

sich auf und erreichten nach fünfstündiger Wanderung das Eigental mit seinen frischgrünen Matten und seinen Sennhütten, wo die Hirten nur während der Sommermonate hausen. Hier übernachteten Gesner und seine Freunde auf dem Heuboden eines wackeren Sennen, nachdem sie mit frugaler Hirtenkost bewirtet worden waren. Doch



Versandraum.

paketen von dem Schweizer Roten Kreuz, Abteilung „Pro Captivis“, an unsere Gefangenen gesandt werden. So hat der „Hilfsdienst“ in den sieben Monaten seiner bisherigen Tätigkeit einen Gesamtwarenumsatz von Fr. 2 700 000 aufzuweisen.

Ein solcher Betrieb erfordert natürlich viele Arbeitskräfte; eine stattliche Anzahl von Internierten ist in den Büros und Lagerräumen beschäftigt und freut sich, für die gefangenen Kameraden tätig sein zu können. 2 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 24 Mannschaften verteilen sich auf die verschiedenen Abteilungen des Betriebes, in dem auch eine eigene Schreinerei eingerichtet ist, in der monatlich etwa 12000 kleine Versandkisten hergestellt werden.

Die dem Aufsatz beigegebenen Bilder sollen eine Erinnerung an die Arbeit des „Hilfsdienstes“ sein, in dem eine Reihe Internierter Gelegenheit gefunden hat, sich in nutzbringender Beschäftigung auf die große Friedensarbeit vorzubereiten, voll Dankbarkeit gegen das Vaterland für alles, was sie Gutes in der Schweiz erfahren haben.

Denen aber, die noch in harter Gefangenschaft leben müssen, sei die Tätigkeit der Internierten beim „Hilfsdienst“ ein Beweis, daß wir in der gastlichen Schweiz unsere Kameraden in Feindesland nicht vergessen haben.

### Pilatuswanderungen im 16. Jahrhundert.\*)

Von Prof. Dr. Julius Pistor, Kassel.

(Schluß.)

Am Morgen nach seiner Ankunft in Luzern erwirkte Gesner für sich und einige Freunde bei dem Schultheißen Nikolaus von Meggen die damals noch immer erforderliche Erlaubnis zur Besteigung des Berges. Man gab ihnen einen weggundigen Stadtknecht mit, um sie für alle Fälle vor Unannehmlichkeiten zu bewahren. Nun machten sie

fehle auch der Wein nicht, der Stadtknecht hatte ihn für sorglich von Luzern mit heraufgebracht.

Das Vorkommen von reifen Kirschen, Erdbeeren und Himbeeren in dieser Höhe und zu dieser Jahreszeit — es war Ende August — gibt Gesner Veranlassung zu allerlei klimatischen und pflanzengeographischen Beobachtungen: die höchsten Alpengipfel liegen in der Region des ewigen Winters; weiter unten herrscht, aber erst im Mittsommer oder Frühherbst, der Frühling; es blühen dann hier Veilchen, Brandlätlich und Pestkraut, und außer Erdbeeren und Himbeeren kommt keine Frucht zur Reife. Noch tiefer zeitigt die Sonne auch Kirschen, aber ebenfalls viel später als in den Tälern. Erst am Fuße der Berge teilt der Herbst alle seine Gaben aus. Ebenso gibt der kleine Bach, der das Tal herabspringt, dem eifrigen Naturfreunde Anlaß zu einigen Bemerkungen über das Vorkommen von Forellen, Aschen und Krebsen in dem kristallklaren Gewässer; weiterhin zieht er dann auch allerlei Vertreter der alpinen Tierwelt, Murmeltiere, Gamsen, Steinböcke, Berghühner usw. in den Kreis seiner Betrachtung.

Die Freunde schlugen den steilen Pfad nach der dicht unter dem Pilatusgipfel gelegenen Sennhütte ein. Unterwegs trafen sie auf eine aus dem Gestein rinnende Quelle, an deren kühlem Wasser sie sich erquickten. Hier nimmt Gesner Veranlassung, ein Loblied auf die edlen Freuden einer Bergfahrt anzustimmen, wie es begeisterter kein Alpenfreund von heute zu singen vermag. Aber dabei ist nichts Gemachtes, es ist alles der natürliche Ausdruck ehrlichen Empfindens. Er kann nicht Worte genug finden, um die Erhabenheit der Alpenwelt und deren Wirkung auf das menschliche Gemüt zu preisen; das Auge schwelgt in dem Anblick der gewaltigen, bis in die Wolken ragenden Gipfel, der vielgestaltigen Felsen, der grünen Matten und der sonnigen Täler, wo alles grünt und blüht. Dazu erfreut beim Aufstieg lieblicher Vogelgesang im Walde das Ohr, während weiter oben das feierliche Schweigen der Berg-

\* Aus dem „Grenzboten“ 1911.



welt den Wanderer empfängt, fernerhin der würzige Duft von Gras und Kraut in der reinen Höhenluft, das klare, kühle Quellwasser, das den Bergsteiger erquickt und neu kräftigt, die gesunde Körperbewegung. Alles das ruft in ihm das Gefühl äußersten Wohlbehagens hervor und entschädigt ihn reichlich für die Anstrengung und den Verzicht auf ein üppiges Mahl wie auf ein weiches Lager.

Beschaffenheit des umliegenden Geländes, das alles von den Höhen herabfließende Wasser aufsaugt, bevor dieses in den Weiher gelangt.

Ebenso wenig glaubt er an das Märchen, daß der See bei der geringsten Bewegung aufwalle und unter furchtbarem Unwetter das Land in weitem Umkreis überschwemme. Es bedurfte für ihn gar nicht der Tatsache,



Herzog Philipp Albrecht von Württemberg X auf der Fahrt nach Beckenried. Phot. von Synnberg, Luzern.

Bald war nun die ersehnte Sennhütte erreicht. Hier fanden sie wiederum freundliche Aufnahme bei einem Hirten, der sie mit wohlschmeckender Milch beköstigte, und machten sich auch das Vergnügen, auf dessen elf Fuß langem Alphorn zu blasen. Unter seiner Führung erklimmen sie alsdann, gestützt auf Alpstöcke, die glatten Felswände, wo sie oft, mehr kriechend als kletternd, sich an Grasbüscheln und Stauden festhalten mußten, um sich vor dem Sturz in die Tiefe zu bewahren.

Endlich war man auf dem Gipfel des Berges angelangt. Hier bot sich den Wanderern eine entzückende Aussicht, namentlich nach dem Vierwaldstätter See und dem Entlebuch hin. Überragt wurde der Scheitel von einem steilen Felsen, an dem Gesner eine ganze Anzahl in den Stein gehauener Namen früherer Pilatusbesucher nebst Jahreszahl, Wappen usw. fand. Auf dieser Höhe hatte, so erzählte man, vorzeiten des Pilatus Geist sein spukhaftes Wesen getrieben, bis ihn ein fahrender Schüler in den Sumpf bannte; aber alljährlich am Karfreitag kann man das Gespenst mit seinem taubengrauen langen Haar und Bart mitten im See auf einem Sessel sitzen sehen. Unterhalb dieser Klippe zeigt noch ein inmitten grünenden Rasens befindlicher Fleck ohne Gras und Blume die Stelle an, wo der Fahrende einst die Beschwörung vornahm. Nun besichtigten die Wanderer auch den unweit hiervon in einer Senkung eingebetteten Pilatussee; dicht daneben fanden sie einen kleinen Tümpel, in dem das Weib des Landpflegers als Gespenst hausen sollte.

Gesner steht der Pilatussage als nüchterner Forscher gegenüber. Er glaubt überhaupt nicht daran, daß der Leichnam des Pilatus je an diesen Ort gebracht sei, und noch weniger, daß dessen Geist hier sein Unwesen treibe. Infolge des noch immer bestehenden Verbotes konnte er, wie einst Vadian, die angeblich unergründliche Tiefe des Beckens nicht messen. Dagegen meint er in der Lage zu sein, die auffallende Unveränderlichkeit des Wasserstandes als auf natürlichen Vorgängen beruhend zu erklären; er findet den Hauptgrund dieser Erscheinung in der moorigen

daß vor etlichen Jahren ein furchtloser Mann am Ufer des Weihers dem Landpfleger höhnende Worte zugerufen und einen Stock in das Wasser geworfen hatte, ohne daß irgend etwas erfolgte; ihm kommt es nur darauf an, natürliche Gründe dafür ausfindig zu machen, daß nicht selten die die Abhänge des Pilatus hinabfließenden Wasserläufe ganz unerwartet anschwellen. Er erblickt sie zunächst in dem Umstande, daß hier oben häufig starke Regengüsse erfolgen und plötzlich Schneeschmelze eintritt. Doch scheinen ihm noch andere Ursachen mitzusprechen: es sind besonders die in den Klüften und Hohlräumen des gewaltigen Berges sich ansammelnden Wassermassen, die infolge von Erschütterungen und Verschiebungen des Gesteins, durch den Druck und die ausnagende Wirkung des Wassers zuweilen ihre Behälter sprengen und dann mit furchtbarer Wucht zu Tale stürzen. So wenig aber die Züricher und die Baseler einem bösen Geiste die Schuld geben, wenn einmal die Siehl oder die Birs ungestüm werden, ebenso wenig hat man nach seiner Ansicht in Luzern Veranlassung, das Anschwellen des Kriensbaches auf den Zorn des gereizten Pilatus zurückzuführen.

Gern hätte Gesner das etwa eine Wegstunde entfernte sagenreiche Moonloch, einen nach der Erzählung der Sennen sehr ausgedehnten Höhlengang, besucht, aber dazu war die Zeit schon zu weit vorgerückt; zudem drohte Regen. Die Wanderer machten sich daher vom Pilatussee aus auf den Rückweg und kamen bei Eintritt der Dunkelheit wieder in Luzern an. Gesner war überaus befriedigt von dieser Bergfahrt, aber nicht nur als Naturfreund, sondern auch als Naturforscher. Er hatte vor allen Dingen reichlich Gelegenheit zu botanischen Studien gehabt und einige sechzig zum Teil seltene Pflanzen gefunden und bestimmt. Seine Begeisterung für alles, was mit seinen geliebten Bergen zusammenhing, und sein Eifer, dem nichts zu unbedeutend erschien, veranlaßte ihn sogar, ein ziemlich reichhaltiges Verzeichnis der Milchspeisen aufzustellen, deren Genuß ihn und seine Freunde erquickt hatte; gewissenhaft zählt er sie auf von dem Zieger und der



alles von  
vor dieses

uß der See  
unter furcht-  
kreis über-  
Tatsache,

süßen, fettreichen Milch der Sennen bis zu dem ausgezeichneten Engelberger Käse, den man ihnen in Luzern vorsetzte.

Wenige Jahre später (1560) maß der Luzerner Renward Cysat, der den Berggipfel wiederholt besucht und auch eine Anzahl Pilatussagen aufgezeichnet hat, die beiden dort befindlichen Seen: der größere hatte eine Länge von 154 und eine Breite von 78 Fuß und zeigte eine ovale Gestalt; der kleinere, dessen Wasser übrigens etwas heller erschien, war rund und hatte einen Durchmesser von 50 Fuß; die Tiefe beider betrug etwa 4 Fuß.

Wie zäh der Pilatusaberglaube im Volke haftete, erhellt besonders daraus, daß noch im Jahre 1585 der Luzerner Pfarrer Johannes Müller mit mehreren Begleitern den Pilatus in der Absicht erstieg, dem törichten Wahn für immer ein Ende zu machen. Am See angekommen, rief man laut die höhrenden Worte: „Pilat, wirf us din Kat (Kot)!“ Aber nichts rührte sich. Man warf Steine in das Wasser, aber kein Ungewitter entstand. Es mußte sogar ein Diener den See durchwaten, um zu zeigen, daß dieser weder bodenlos tief sei noch feurige Dünste aushauche. Doch auch das genügte nicht, um den Aberglauben im Volke gänzlich auszurotten, und ebensowenig der Umstand, daß im Jahre 1594 der See auf Veranlassung der Luzerner Behörden größtenteils abgegraben wurde, ohne daß der Spuk sich zeigte. Capeller teilt in seiner 1767 über den Pilatus veröffentlichten Schrift mit, daß damals die Sennen oben am Berge allabendlich einen Segenspruch durch den Milchtrichter riefen, um während der Nacht den Zorn des Pilatus von sich und ihrem Vieh abzuwenden; und noch heute erzählen die Hirten, wenn sie abends um dem Herdfeuer sitzen, von grausigen Dingen, die sich am Pilatus zutragen: scheußliche Drachen fliegen am lichten Tage von den Zinnen des Berges nach dem Rigi hinüber, gräßliche Würmer hausen in seinen Klüften, höllische Jäger durchfahren nachts die Lüfte, und allerlei tückisches Zwergvolk treibt in den Höhlen sein Wesen.

uzern.

am Ufer des  
gerufen und  
daß irgend  
natürliche  
selten die  
läufe ganz  
st in dem  
engüsse er-  
schienen  
d besonders  
igen Berges  
ge von Er-  
eins, durch  
Wassers zu-  
furchtbarer  
üricher und  
ben, wenn  
en, ebenso-  
ranlassung,  
Zorn des

de entfernte  
ählung der  
t, aber dazu  
ohnte Regen.  
see aus auf  
Dunkelheit  
riedrigt von  
nd, sondern  
en reichlich  
und einige  
d bestimmt.  
n geliebten  
chts zu un-  
in ziemlich  
ufzustellen;  
ick hatte;  
ger und der

### Disentis.

Im Mai 1916 kamen die ersten Internierten hier in dem von hohen schneebedeckten Bergen umsäumten Disentis an, um ihre Gesundheit in der klaren reinen Hochgebirgsluft wieder herzustellen.

Bereits einige Monate später machte sich der Trieb nach geregelter Beschäftigung mehr und mehr bemerkbar, sodaß zur Einrichtung von Tischlerei-, Schuhmacherei- und Kerbschnittz-Werkstätten geschritten wurde. Eine Werkstatt für Korbflechterei wurde ebenfalls eingerichtet, zu

welcher uns durch besondere Unterstützung unserer hochverehrten Gönnerin, Frau Bühler von Uzwil, die Materialien und Werkzeuge geliefert, sowie eine Lehrerin zur Anleitung in der Herstellung der Arbeiten gestellt wurden. Anfangs wurden die Arbeiten aus Peddigrohr angefertigt, späterhin erhielten die Internierten durch einen ebenfalls von Frau



Disentis.

Bühler gesandten Korbmacher Unterricht im Weidenflechten. Hierdurch vergrößerte sich der Betrieb derartig, daß die Räumlichkeiten im Schulhause nicht mehr ausreichten; es wurde ein Haus gemietet, dessen beide Stockwerke als Arbeitsräume eingerichtet wurden, Nebenräume und Böden dienen als Lagerräume für Material und fertige Arbeiten. Es werden Korbwaren aller Art hergestellt, vom kleinsten Zierkorb bis zu großen Reisekörben, Blumenkörben, und als Spezialität Korbstühlen etc., wovon die Ausstellungen für Internierten-Arbeiten Zeugnis ablegen konnten, die umfangreiche Bestellungen einbrachten, sodaß bereits seit längerer Zeit zwölf Internierte dauernd beschäftigt werden können.

Unser Bild zeigt unsere hochverehrte Gönnerin im Kreise der Korbmacherei-Angestellten. Wir alle werden auch nach der Rückkehr in die Heimat noch gern und oft an die schöne Zeit in der Korbflechterei Disentis zurückdenken, deren heutiges Bestehen wir ganz besonders der unermüdeten Fürsorge von Frau Bühler zu verdanken haben. Wir werden ihr stets ein bleibendes Gedenken bewahren.



### Traumstunde.

(Aus der Zeitung der X. Armee.)

Tief eingegraben  
Hat sich mein Leib ins grüne Gras.  
Frühling im Blut zu haben,  
Wie gut tut das!

Die weißen Wolken  
Stehn kompagnieweis' stramm in Reih'n.  
Könn' ich doch ihnen folgen,  
In Deutschland sein!

Ich weiß, dort warten  
Zur Stund auf mich der Herzen viel.

Dort wartet mein ein' Garten,  
Ein Wasserspiel.

Wann kommst du, Ende?  
Wann streifen mir wieder durchs Haar,  
Frau, deine lieben Hände,  
Wie's früher war?

Horch, Schüsse rinnen!  
Tacktack! Verdammte Knattersaat!  
Mein Blut reißt mich von hinnen,  
Ich bin Soldat!

Oskar Wöhrle, Kanonier.



## Operative Rück- und Ausblicke.

Ein reichbewegtes Vierteljahr nähert sich seinem Ende. Im Artois, beiderseits der Aisne und am Karst sind die im April und Mai unternommenen großen Durchbruchversuche der Engländer, Franzosen und Italiener unter schwersten Verlusten gescheitert; dieser Einsicht wird sich niemand mehr verschließen. Falsch aber wäre es, die seit Anfang Juni seitens unserer Gegner an der West- und Südfront ausgeführten Operationen gleichfalls als mißlungene Durchbruchversuche zu werten.

In den englischen Teil der Westfront ragt ein großes deutsches Ausfalltor hinein, das die Form eines durch die Ortschaften Warneton—La Bassée—Bullecourt—Le Pavé (11 km südlich Cambrai) bezeichneten Trapezes hat. Eine aus diesem Tor vordringende deutsche Offensive wäre im Norden durch die taktisch wertvollen Stellungen des Wyttschaetebogens sehr erleichtert und gegen feindliche Einwirkung von Ypern her völlig gesichert gewesen. Infolgedessen gingen die Engländer zunächst daran, diesen Bogen einzudrücken. Und alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie nunmehr auch dem oben bezeichneten „Trapez“ systematisch zu Leibe gehen wollen. Hierbei werden sie vermutlich gegen die beiden Seiten La Bassée—Bullecourt und Bullecourt—Le Pavé (zumal gegen die erstgenannte) anrennen, um hierdurch auch den widerstandsfähigsten Schenkel Warneton—La Bassée indirekt unhaltbar zu machen. Gelänge es Sir Douglas Haig auf diese Weise im Verlaufe der kommenden Monate unser größtes Ausfallstor im Westen zu schließen, so würden hernach die vordersten deutschen Linien von Hooge über die westlichen Forts von Lille sowie über Douai und Marcoing fast schnurgerade nach St. Quentin verlaufen. Unsere Stellungen hätten hierdurch zwar an Defensivkraft eher gewonnen als verloren, ihren Offensivwert jedoch fast vollständig eingebüßt.

Die beiderseits der Aisne zwischen Courcy (nordnordwestlich Reims) und Craonne stecken gebliebene französische Durchbruchgruppe wird faktisch flankiert, so lange unsere Truppen wichtige Stellungen am Chemin des dames und auf den Hügeln der Westchampagne südlich der Straße Beine—Nauroy—Moronvillers—St. Souplet halten. Gelänge es umgekehrt den andauernden Versuchen der Franzosen, uns diesen taktischen Vorteil — insonderheit die Stellungen am Chemin des dames — zu entwenden, so würden sie in diesem sehr wichtigen Abschnitt volle Freiheit des Handelns erlangen, uns somit in die passive Verteidigung gedrängt haben.

Aus dem halbgeöffneten Ausfalltor ihrer Stellungen südlich der Hochfläche von Vielgereuth, deren strategische Bedeutung keines Kommentars mehr bedarf, blicken unsere Bundesgenossen gen Süden nach Italien hinein. Infolgedessen ist General Cadorna seit Anfang Juni bestrebt, den nach Südosten geöffneten Flügel dieses Tores durch Angriff aus der Linie Brentatal—Asiago zu schließen. Gelänge dies den Italienern, so bräuchten sie eine Wiederholung der von den Österreichern 1916 mit so gutem Erfolg begonnenen Offensive nicht mehr zu fürchten, hätten also — gleich ihren oben erwähnten Verbündeten — die zukünftige eigene Handlungsfreiheit sichergestellt.

Faßt man rückblickend diese Betrachtungen zusammen, so scheinen folgende Schlüsse erlaubt:

1. Die derzeitigen Operationen unserer Gegner an der West- und Südfront bezwecken, die uns bisher noch verbliebenen Ausfalltore zu schließen, hierdurch die Zentralmächte auf den Hauptkriegsschauplätzen definitiv in die starre Verteidigung zu drängen.

2. Durch gleichzeitige Bedrohung wichtiger Verteidigungszentren, zumal Flanderns, der Hochebene von Laon und des südlichen Trentino wollen sie die Zentralmächte hindern, selber vorher offensiv zu werden.

Die feindlichen Generalstäbe handeln hierbei folgerichtig auf Grund kriegsgeschichtlicher Erfahrung, die beweist, daß der auf der inneren Linie Operierende strategisch geschlagen ist, sobald man ihm — sei es auch nur durch scheinbare Bedrohung besonders wichtiger Verteidigungszentren — die Initiative endgültig entwunden hat. So verlor Napoleon I. den Herbstfeldzug von 1813 operativ nicht

erst am 18. Oktober bei Leipzig, sondern bereits Ende August, als er aus plötzlicher Sorge, seine Zentralstellung von Dresden allzusehr von Truppen zu entblößen, die Befehle für eine großangelegte Offensive seines Südflügels gegen die rückwärtige rechte Flanke der böhmischen Armee im letzten Moment widerrief.

Im festen Vertrauen auf unsere oberste Heeresleitung, die das Heil nicht vom U-Bootskrieg allein erwarten wird, überschreiten wir die Schwelle in das Ungewisse des kommenden Vierteljahres, von dem wir das Sichtbarwerden der Hindenburgschen Gegenmaßnahmen erhoffen.

Rigi-First, 23. 6. 17.

Graf Bassewitz.

## Tauchmanöver und Torpedoschuß.<sup>\*)</sup> (Schluß.)

In große geöffnete Wasserkästen wird das Wasser der See hineingelassen. Gewaltige Saugmaschinen in der Zentrale des Bootes saugen die in diesen Kästen befindliche Luft ab und drücken sie nach außen, das ermöglicht schnelleres Nachströmen des eindringenden Wassers. Sobald die Füllung der Wasserkästen eine genügende ist, um bei richtigem Gewicht das Boot auf seiner beabsichtigten Angriffstiefe gut steuerfähig zu machen, meldet der leitende Ingenieur dieses dem Kommandanten. Weit geöffnete große Sprachrohre, die auch bei dem im Boote durch das Laufen gar vieler Hilfsmaschinen erzeugten Lärme gute Verständigung ermöglichen, dienen zur Übermittlung der Befehle zwischen Kommandoturm und Zentrale. Der Kommandant gibt jetzt den Befehl zum Heruntersteuern des Bootes auf die Tiefe.

Gar einfach klingt alles und doch ist dabei mancherlei zu bedenken. Das Boot muß zunächst, ähnlich wie ein Luftschiff für seine kühnen Fahrten in stolzer Höhe, für seine Fahrten in der nassen Tiefe des Meeres stets genau abgewogen sein. Fast ständig ändert sich aber das Gewicht des Wassers und des Bootes. Das salzige Wasser der Nordsee wiegt weit mehr als das weniger salzige der Ostsee oder gar das absolute Süßwasser, wie es ungefähr schon das östliche Becken der Ostsee füllt. Wie das schwere Wasser der Nordsee trägt ein Schiff besser als das salzlose leichtere Ostsee- oder Süßwasser. Ein Schiff schwimmt bei der gleichen Beladung in der Nordsee höher als dem Wasser und taucht in der Ostsee tiefer ein.

Darum muß das gleiche U-Boot im Wasser der Nordsee weit mehr Wasserballast in die hierfür bestimmten Wasserkästen hineinlassen, um richtig abgewogen zu sein, als unter denselben Gewichtsverhältnissen in der Ostsee. Schon bei kleinen U-Booten, die nur eine Wasserverdrängung von etwa vierhundert Tons haben mögen, macht das bei einem Unterschiede von angenommen Nordseewasser zu 1,025 spez. Gewichte gegen das zum spez. Gewichte von 1,000 angenommene Süßwasser den gewaltigen Unterschied von zehn Tons aus! Wird nun zuviel Wasser in das U-Boot hineingelassen, so mag das Boot mit großer Schnelligkeit immer tiefer und tiefer über die beabsichtigte Tiefe hinabgedrückt werden. Bei zu großer vorhandener Wassertiefe an dem Orte des Tauchens käme es dann auf so große Tiefen, daß der Bootskörper dem riesigen Drucke der auf ihm lastenden Wassermassen nicht mehr gewachsen wäre. Das U-Boot würde also Gefahr laufen, vom gewaltigen Drucke der Wassermengen zerdrückt zu werden.

Andererseits würde eine zu geringe Wassermenge in den Tauchtanks — den oben erwähnten Wasserkästen für die Aufnahme des zum Tauchen benötigten Seewassers — das Boot überhaupt nicht oder nur schwer unter die Oberfläche des Wassers herunterdrücken lassen. Ein ungeschickter Angriff wäre ausgeschlossen oder mindestens fraglich.

„Wieviel Wasser muß denn nun in das Boot hineingelassen werden?“ — Das ist Sache von Gefühl, Ausbildung und Erfahrung, aber erfordert auch Beobachtung aller dazu eingebauten sinnreichen Apparate. Das Boot muß eben wie das Luftschiff in der gewünschten Höhe stets in der erforderlichen Tiefe schweben, und die Aus-

<sup>\*)</sup> Aus: „Als U-Bootskommandant gegen England“. Von Kapitänin. Fhr. v. Forstner. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Ullstein. Kriegsbücherei I M.



bildung eines U-Bootes ist erst dann auf richtiger Höhe, wenn es immer auf der richtigen „Tiefe“ gehalten werden kann.

Das Gewicht des Bootes ändert sich fortwährend im Verlaufe einer längeren Fahrt. Proviant wird verzehrt und Betriebsmaterial für die Maschinen verbraucht. Das Wasser, in dem das Boot schwimmt, ändert oft gar schnell sein Gewicht und hebt oder senkt das Boot unbemerkt und kaum feststellbar. Peinlich muß daher der hiermit beauftragte, für die richtige Flutung des Bootes verantwortliche Offizier das Gewicht des Bootes laufend unter Kontrolle halten. Das Gewicht einer jeden von der Mannschaft eingenommenen Mahlzeit, der über Bord geworfenen Speisenreste und Verpackungen ist zu berechnen, und das Gewicht des Wassers gleichfalls von Zeit zu Zeit zu messen. Auch dafür stehen besonders fein gearbeitete Apparate zur Verfügung.

Im weiten, freien, offenen Ozean treten diese Gewichtsänderungen des Seewassers nicht sehr schnell auf. Nähert sich dagegen das Boot der Küste oder gar der Mündung eines Flusses, so kommen häufig sehr plötzliche Schwankungen des Wassergewichtes vor und können die oben beschriebenen unerwünschten Störungen für die Unterwasserfahrt herbeiführen. Der Salzgehalt des Wassers ändert sich nämlich an den Küsten sehr rasch und besonders plötzlich in der Nähe der Mündungen der Süßwasser mit sich führenden Flüsse. Auch wärmere und kältere Strömungen machen sich leicht bemerkbar und auf verschiedenen Tiefen ist wegen der wechselnden Wassertemperaturen eine oft überraschend spürbare Gewichtsänderung des Wassers zu erwarten.

So seltsam es klingen mag, muß ein Boot zum Hinabsteuern auf größere Tiefen erleichtert werden, während es beim Hinaufsteuern auf geringere Wassertiefen mehr Wasservorrat in sich aufnehmen muß, um vor einem unerwünschten Herausschnellen nach oben durch die Wasseroberfläche des Wassers hindurch bewahrt zu bleiben. Da heißt es gut aufpassen und Übung und Geschick zeigen!

Genaueres Steuern auf der befohlenen Tiefe ist eine Hauptbedingung für das Gelingen des Angriffes. Auch ist leicht zu verstehen, daß das aus dem Kommandoturme eine gute Strecke herausragende Sehrohr nicht zu hoch über dem Wasser erscheinen darf, da es sonst zu leicht vom angegriffenen Feinde bemerkt wird. Ferner wird es leicht einzusehen sein, daß andererseits ein nicht weit genug über das Wasser ragendes Sehrohr ein Sichten des Feindes und das Zielen zur Abgabe eines sicheren Torpedoschusses erschwert. Unmöglich wird dieses, wenn schlechtes Steuern das Sehrohr unter den Wellen verschwinden läßt.

Also muß der Kommandant sich für seinen Angriff auf seine beiden Tiefensteuerer verlassen können. Der Wichtigkeit des richtigen Arbeitens dieser Tiefensteuerung entsprechend, hat ständig einer der Offiziere des Bootes die Leitung und Überwachung dieses Dienstes in Händen.

Auf befohlener Tiefe angekommen, wird das Boot im Inneren sorgfältig in allen Abteilungen abgesucht, ob irgendwo eine Rohrleitung nicht ganz sicher gegen den Druck des außen auf dem Boot lastenden Wassers abgedichtet ist, oder sonst etwas im Boote leckt. Unverzüglich muß dann ein sofortiges Nachziehen der Verschlüsse erfolgen. Abgesehen von möglichen größeren Störungen, würde das U-Boot fortgesetzt schwerer werden, und das ist aus jetzt einleuchtenden Gründen äußerst unerwünscht. Mäuschenstille muß auch im Innern des Bootes herrschen, damit das Geräusch jedes tropfenden oder in stärkerem Strahl in das Boot laufenden Wassers sofort gehört werden kann.

In Ruhe und Stille fährt das Boot weiter dem Gegner entgegen. Nur unterbrochen wird das Schweigen durch das gleichmäßige Surren der elektrischen Antriebsmaschinen und das nicht zu vermeidende Geräusch beim Legen der zur Tiefen- und Seitensteuerung des Bootes erforderlichen Handgriffe und Befehle.

Lautlos und gespannt wartet im Boot jeder Mann der Besatzung auf ein aufklärendes Wort seines Kommandanten, der aus dem Kommandoturme heraus nach dem vorher von größerer Augeshöhe gesichteten Feind ausspäht. Gar lange kann es dauern, bis das niedrige, fast in der Wasser-

oberfläche befindliche Glas des Sehrohres den Feind wieder erblicken läßt. Auch kann es vorkommen, daß der Kurs des Feindes geändert ist und weit von der Tauchstelle des Bootes vorüberfährt. Dann kommt das Boot womöglich gar nicht auf Schußentfernung heran und alle Mühe wäre umsonst.

Nach gewissen Zeitabständen nimmt der Kommandant durch das auf und nieder zu bewegende Sehrohr seinen Rundblick. Nicht immer darf das Sehrohr aus dem Wasser ragen, weil sonst dauernd die Gefahr des Gesehenwerdens bestünde. Nur kurze Zeit, möglichst schnell, muß und darf das eine Auge des Kommandanten am Sehrohre den Horizont absuchen.

Immer wieder hört die Mannschaft das ihr wohlbekannte Geräusch des abermaligen Niederlassens des Sehrohres. Es ist das Heiligum des Bootes, weil die geringste Beschädigung es blind machen würde. Vorbei wäre es dann mit dem erhofften Siegeslorbeer. Einstweilen sieht der Kommandant außer etwas Himmel nur den weiten runden Teller des Meeresspiegels, mit den auf ihm tanzenden Wellen. Immer wieder und wieder wächst die Spannung der Besatzung, von der ja niemand sieht, wenn der Kommandant von neuem durch einen Druck auf den elektrischen Knopf das Sehrohr emporsteigen läßt, um Ausschau auf die Oberwelt zu halten.

Da endlich macht ein jauchzender Ausruf des Kommandanten das Boot lebendig: „Die Kerle kommen!“ Jubelstimmung voll höchster Erwartung spannt alle Nerven bis zum äußersten an.

Wiederum verkündet das Geräusch des niedergelassenen Sehrohres, daß der Kommandant genug geschaut hat, um seinen Angriff auf das nahende Opfer ansetzen zu können. Schnell folgen seine Befehle für den zu steuernden Kurs und das benötigte Fahrtmaß. Der Torpedooftizier erhält Befehl zum Schuß-Klarmachen der geladenen Torpedos. Unterdessen rechnet sich der Kommandant in Ruhe nach der geschätzten Fahrt des Feindes, dem Abstände und der Stellung seines Bootes zum Gegner aus, auf welchen Punkt des feindlichen Schiffes er hinzielen muß und wie weit er — wie auf der Hasenjagd nach der Geschwindigkeit des Wildes — vorzuhalten hat. Wohl schießen ihm schon jetzt allerlei Gedanken durch den Sinn: Wie hüben die Vernichtung seiner Beute frohe Begeisterung und drüben niederschmetternde Trauer wecken wird. „Runter von der See“ muß der Kerl, da ist kein Zweifel mehr! Schneller arbeiten seine Gedanken. Nur wer es selbst durchgemacht hat, kann es ganz begreifen, an wieviel Nebendinge in solchen Augenblicken der Mensch zu denken imstande ist.

Dann hat der Kommandant sein Kleinod, das Sehrohr, niedergelassen. Nichts erblickt er jetzt von den Dingen über ihm auf dem Meere. Wie ein Blinder tastet sich das Boot durch die grünen Fluten. Nur denken und vermuten kann der Kommandant, was oben vorgeht. Wird der Kerl auch weiterfahren? Hat er dich nicht gesehen? Hält er auch dann seinen Kurs noch durch? Hat er vielleicht nicht schon beim vorigen Herausstecken dein Sehrohr erblickt und läuft jetzt nach schnellem Abdrehen davon? Doch nein, das scheint nicht gut möglich. Das Sehrohr hatte ja nur für den Bruchteil einer Sekunde die Wasseroberfläche durchbrochen. Aber möglich wäre es trotzdem! Sollte der Feind dann etwa wagen, mit höchster Fahrt auf mich zuzulaufen, um mir im nächsten Augenblicke den tödlichen Rammstoß zu versetzen? Schaut du also nicht vielleicht besser doch noch schnell heraus? — Nein, laß es lieber, allzuviel ist ungesund! Der Gegner kann noch nicht auf Schußentfernung heran sein und du würdest dich verraten können. —

In diesen Augenblicken der höchsten Nervenspannung habe ich mich oft dabei ertappt, daß ich zur eigenen Ablenkung unwillkürlich Befehle oder Anweisungen gab, die gänzlich überflüssig und unnütz waren, wie etwa: „Jetzt aber besonders gut auf Tiefe steuern!“ oder: „Der Kurs muß ganz besonders genau innegehalten werden!“

Als ob nicht jeder allein fühlte, was für ihn selbst, für das Boot und das Vaterland auf dem Spiele stand! Als ob nicht alle braven Kerle unten in den Maschinenräumen und an den Torpedorohren schon selbst ihr Allerbestes längst eingesetzt hätten, als ob nicht jeder einzelne



auch alle Gedanken seines Kommandanten mit durchlebte und in gleicher Spannung und Erwartung dem Ausstoßen des Torpedos — unserer mit so vieler Liebe und Mühe behüteten „Aale“ — entgegensah und ihren Lauf nicht mit den wärmsten Wünschen begleitete! — Doch verdacht hat es wohl niemand einer U-Boots-Besatzung je seinem Kommandanten, daß er in solchen Augenblicken noch einmal auf die allergenaueste Ausführung aller Obliegenheiten hinwies.

Erlösend wirkt die Meldung des Torpedooftiziers: „Torpedos sind klar zum Schuß!“ Mit einem freudigen kurzen „Danke“ wird sie entgegengenommen.

Jetzt schnell wieder ein Rundblick! Gar zu langsam gleitet das Sehrohr aus dem Dunkel der Flut hinauf zur Wasseroberfläche. Endlich ist es oben, um sofort wieder in das schützende Innere des Kommandoturmes zurückzugleiten: „Wir kommen ran!“ jauchzt der Kommandant. Vernehmlich hören es die benachbarten Leute und von Mund zu Mund pflanzt es sich fort und steigert die Erwartung. „Torpedo fertig!“ Mit fester Hand steht der Rohrmeister am Abzugsgriffe des Torpedorohres. Ein einziger kurzer Befehl aus dem Munde seines Kommandanten soll ihn aus seiner Spannung erlösen. Nur ein einziges kurzes Wort und sein Griff am Abzuge des Rohres wird den Torpedo aus dem Rohre befreien und ihn seinen Lauf aufnehmen lassen zum noch ahnungslosen Gegner, dem er sich dann mit gewaltigem Knalle tief in den stählernen Leib bohrt.

Jeder Torpedo bekommt bei uns an Bord von der Mannschaft seinen eigenen Spitznamen. Meist sind es Vornamen von Vertreterinnen des schönen Geschlechtes. Da lagert unten neben der natürlich mitfahrenden „dicken Berta“ die „gelbe Marie“ oder die „blanke Emma“. Peinlichste Wartung hat ihnen das gesamte Torpedopersonal von dem Augenblicke der ersten Begrüßung geschenkt. Auch diese Damen wollen, wie alle anderen, zart und entgegenkommend behandelt sein.

Abermals steigt das Sehrohr zur Oberwelt. Durch die letzten, schnell gegebenen Kommandos für das Rudern zur Verbesserung des Schießkurses erfährt jeder im Boot, daß der Kommandant den Gegner gleich im Ziele hat, und sofort erschallt auch schon das letzte Kommando: „Los!“ unter schnellem Niedersausen des Zielsehrohres.

Auch ohne die vorschriftsmäßige Rückmeldung des Rohrmeisters weiß jeder, daß der Torpedo das Rohr glücklich verlassen hat. Kurze, bange, aber doch in der Erwartung nur allzulange Sekunden folgen, bis ein dumpfer Knall begeistert durch das Boot gellendes Hurrarufen auf Kaiser und Reich auslöst. Dieser Knall war das äußere Merkmal, daß unsere „dicke Berta“ unterwegs nicht auf Abwege geriet, sondern brav ihr Ziel erreichte. Glückstrahlend atmet vor allem der Kommandant erleichtert auf. Wer wollte es dem jüngsten Matrosen am Steuerruder, neben ihm im Turme stehend, in diesem Augenblick verdenken, daß er die Hand des „Alten“ zu ergreifen versucht, um ihn aufrichtigst zu seinem Erfolge — dem Erfolge des ganzen Bootes — zu beglückwünschen. Doch dieser wehrt in richtiger Erkenntnis der Lage alle Glückwünsche ab: „Wir müssen erst sehen, ob er auch noch schwimmt!“ Und wiederum eilt das Sehrohr hinauf zum lachenden Tageslichte, und mit freudiger, aber ernster Miene ertönt des Kommandanten beruhigendes Wort: „Er sinkt schon, wir können weitere Torpedos sparen!“ Einen schnellen Blick durch das Sehrohr gestattet er noch dem neben ihm stehenden, hochbeglückten Torpedooftizier. Auch er hat seinen bedeutenden Anteil an dem guten Laufe des Torpedos. Er und sein ganzes Torpedopersonal haben das nächste Hauptverdienst an dem Gelingen des Angriffs und an dem schönen Treffer, weil nur allerpeinlichste Instandhaltung und Wartung unsere Torpedos ihren Lauf zum Feinde finden lassen.

Beide Offiziere blicken einander dann wohl stumm an, in der Überzeugung, daß der getroffene Gegner nicht mehr lange auf dem Meere zu schwimmen imstande sein wird. Beide sahen sein starkes Überlegen nach der Seite, der der Torpedo die klaffende Wunde beibrachte. Baldiges Kentern muß folgen. Beide sahen auch, daß die Besatzung des getroffenen Feindes durch eiliges Herablassen

ihrer Schiffsboote nur sich noch zu retten versuchte. Beide sahen es, und es ist genug, daß sie beide nur es sahen. Der Besatzung können sie den Anblick ersparen und mit niedergelassenem Sehrohre ungesehen sich vom Ort ihres Erfolges entfernen. Nach einiger Zeit soll aus größerem Abstände noch ein letzter Blick sie vollends davon überzeugen, daß ihr Opfer gesunken auf dem Grunde des Meeres liegt. Leise und gleichmäßig wie bisher plätschern die Wellen über dem nassen kühlen Grabe des eben noch so stolzen feindlichen Schiffes!

Nicht ist es uns dann vergönnt, etwas zur Rettung der mit den Wellen ringenden Seeleute zu tun. Schon eilen die in der Nähe befindlichen flinken Torpedoboote des Feindes zur Rettung ihrer Kameraden herbei — und für unser Boot gibt es weitere Arbeit. — — —

Welche Begeisterung muß die Besatzung unseres lieben gefallenen Kameraden Weddigen und nicht zum mindesten er selbst gespürt haben, als der laute Knall ihres letzten Torpedos die Vernichtung des dritten aufs Korn genommenen englischen Panzerkreuzers verkündete?!

## Die Kriegslage.

(Bis zum 22. Juni.)

Das Bild, welches die Ereignisse der neuen Kriegswoche geben, ist im allgemeinen dem der Vorwoche gleich.

In Flandern und sonst an der englischen Front unablässige kleinere Unternehmungen der Engländer, die ihnen manchmal unbedeutende Verschiebungen ihrer Linie nach Osten hin eintragen. Dazwischen ein energischer Vorstoß der deutschen Truppen an der oft genannten alten Kampfstelle östlich Monchy, den die Engländer kräftig erwiderten, so daß auch hier das bisherige Endergebnis ziemlich gleich Null sein dürfte.

Ganz ähnlich auf der französischen Front, nur daß hier die Unternehmungslust auf deutscher Seite größer als auf der französischen erscheint. Immerhin haben auch die Franzosen auf der Moronvillers-Hochfläche einen deutschen Vorstoß am Poelberg mit hartnäckigen Gegenangriffen erwidert, deren siebenter ihnen einen Teil der verlorenen Gräben wiedergab. Auch beim Mont Cornillet stießen sie mit einem kleinen Erfolg vor. Der zweite Brennpunkt der Kämpfe dieser Woche lag am Westende (bei Vauxaillon) und an den beiden Drittelpunkten (bei Filain und Cerny) der Damenwegstellung; hier waren überall die ursprünglichen Angriffe und auch die bis jetzt festzustellenden Vorteile sichtlich auf Seiten der Deutschen.

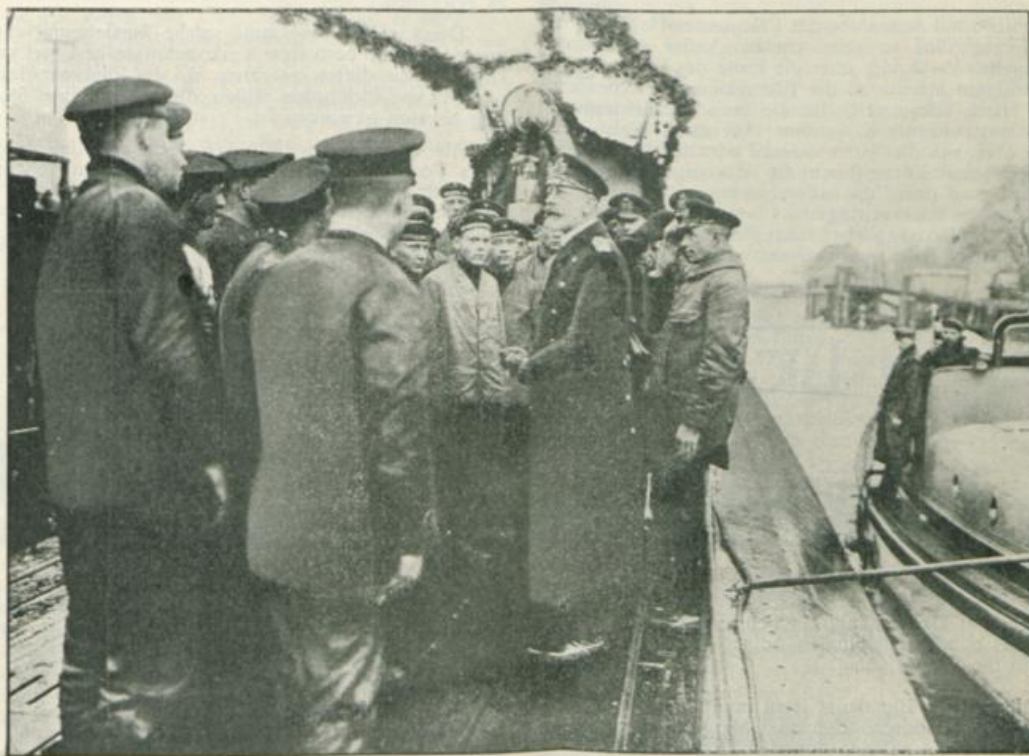
Aber es sind das alles, wenn auch heftige und sicher verlustreiche Kämpfe, doch keine Ereignisse von irgendwie nennenswerter taktischer Bedeutung. Der Schwerpunkt der militärischen Zukunftsfragen liegt augenblicklich überhaupt weniger in den Ereignissen an der Front als in den Verhältnissen, die für die gegenseitigen Heeresstärken und die Kampfstimmungen auf beiden Seiten für die nächste und fernere Zukunft maßgebend sind. Diese einer vollständigen Untersuchung zu unterwerfen, fehlt hier der Raum. Es muß genügen, auf einige Erscheinungen hinzuweisen, die die im vorigen Bericht erwähnte Hinausschiebung größerer Offensivhandlungen seitens des französischen Kriegsministers ergänzen. Dies sind erstens die Klagen, die im französischen Parlament über die mangelhafte Verpflegung bei vielen Truppenteilen mit Hinweis auf die wenig glänzende Stimmung unter großer Aufmerksamkeit des Hauses vorgetragen worden sind, dann Zeitungsstimmen aus Frankreich, nach denen wiederholt aus Soldatenzügen den Einwohnern „Nieder mit dem Krieg! Es lebe die Anarchie! Es lebe der Frieden!“ zugerufen worden sei, ferner der übereinstimmende Hinweis eines großen Teiles der französischen Presse, daß die Hebung der Stimmung an der Front unbedingt notwendig sei und schließlich die Forderung mehrerer französischer Zeitungen, die damit die Ansicht der Regierung zu vertreten scheinen, daß die Engländer, die augenblicklich ein Viertel der Westfront besetzt haben, ein Drittel übernehmen sollten, wie es recht und billig sei.

Dies würde nun aber den Engländern nicht ganz leicht werden. Denn sie scheinen große Schwierigkeiten zu haben, die für den Verlustersatz des Frühjahrs und



Sommers 1917 nötigen 500 000 Mann aufzubringen. Sind sie doch zu der einschneidenden Maßregel übergegangen, die Männer im Alter von 40 bis 50 Jahren zur Eintragung in die Dienstlisten aufzufordern, wenn auch eine Einberufung zum Kriegsdienst nur auf freiwillige Bereiterklärung hin erfolgen soll. Aber das ist natürlich nur eine Verzuckerung der bitteren Pille. Man verspricht sich 250 000 Mann aus diesen freiwilligen Meldungen; sie werden ebensowenig herauskommen, wie die früher ge-

Zweifellos hat aber die Aussicht auf diese mögliche Hilfe einen Einfluß auf die Stimmung bei den Ententeheeren und -völkern und darf deshalb nicht unterschätzt werden. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß ohne die amerikanische Kriegserklärung ein moralischer Zusammenbruch hier oder da bei den Feinden Deutschlands noch vor dem Winter hätte erwartet werden dürfen; ob jetzt auch noch eine Aussicht auf einen solchen irgendwo angenommen werden darf, ist mindestens sehr zweifelhaft.



Ansprache des Prinzen Heinrich an eine ausfahrende Unterseebootmannschaft.

forderten Millionen an Freiwilligen der jüngeren Jahresklassen, und dann wird hier der Zwang ebenso folgen, wie es dort geschehen ist. In Italien sollen nach Privatnachrichten Stimmung und Wirtschaftsverhältnisse einen bedenklichen Grad des Niederganges erreicht haben. Von Rußland lassen die sich völlig widersprechenden Nachrichten nur vermuten, daß dort ein böser Wirrwarr an der Herrschaft ist.

Ein ziemlich düsteres Bild der Kraft- und Stimmungsverhältnisse bei der Entente! Und doch, so notwendig es für eine klare Auffassung der Sachlage ist, sich von dieser Lage Rechenschaft zu geben, ebenso notwendig ist es, auf der anderen Seite zwei Größen nicht außer Acht zu lassen — die englische Zähigkeit und die Mitwirkung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Jene hat bis jetzt und wird auch in Zukunft Mittel und Wege finden, denjenigen von den andern Ententemächten, die etwa abspringen möchten, dies sehr schwer zu machen, und diese wirken im Augenblick zwar militärisch überhaupt nicht, aber einmal durch ihre finanzielle Unterstützung und dann vor allem moralisch durch die Aussicht auf eine bedeutende Verstärkung der Kampfkraft der Entente. Ob diese etwa für das nächste Frühjahr der Entente. Ob diese etwa für das nächste Frühjahr der Entente wirklich zu erwarten ist, oder ob die Millionenheere und Tausende von Fliegern, von denen geschrieben wird, sich ebenso auf ein bescheidenes Maß einschränken werden, wie die mit großem Hallo angekündigten 1000 Holzschiffe zu je 3000 Tonnen, ist unmöglich vorzusehen.

Demgegenüber ist auf der Seite der Mittelmächte zweifellos eine große Entschlossenheit der Völker zum Durchhalten festzustellen. Die Ablehnung der neuerdings wieder in offiziellen Reden französischer Minister aufgestellten Forderung der Abtretung Elsaß-Lothringens ist in Deutschland von allen Seiten erfolgt. Und das Vorhandensein eines hohen Kraftgefühls wird durch nichts besser nachgewiesen, als durch die folgende Schilderung eines Schweizer Zeitungsberichterstatters von der Isonzofront: „Ich habe dutzendmal Leute auf dem Rückmarsch nach ihrem Weg gefragt und dutzendmal die Antwort erhalten, daß sie aus der Front kommen und in Urlaub nach der Heimat abgehen. Das ist bemerkenswert, gerade jetzt, da die größte Schlacht am Isonzo tobt und man meinen sollte, schon der Gedanke an Urlaub allein sei mit diesem schwerwiegenden Faktum unvereinbar.“

Der italienische Angriff auf der Hochfläche von Asiago ist auch in dieser Berichtswoche noch fortgesetzt worden und zwar unter Heranziehung englischer und französischer Batterien, zahlreicher amerikanischer Minenwerfer und ganzer Jagdgeschwader französischer Flugzeuge. Ein gewisser Geländegewinn wird auch von den Österreichern zugegeben, aber er ist sehr geringfügig im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln, etwa 100 m Tiefe auf 1 km Front, freilich am Gebirgskamm nordöstlich von Asiago, also auf einem Gelände, wo unter Umständen 100 m Tiefe sehr viel bedeuten können, was hier



indessen nicht zuzutreffen scheint, da bisher keine weitere Ausnützung dieses Vorgehens gemeldet worden ist. Auch bei dem bekannten Punkt 652 oberhalb des Dorfes Vodice und bei Jamiano südlich Görz ist wieder gekämpft worden, hier scheinbar mit einigen geringen Erfolgen für die Italiener. Von allen übrigen Fronten ist nichts wesentliches zu melden. Die Engländer begründen ihren Rückzug vom östlichen Strumaufser mit der Rücksicht auf die Gesundheit ihrer Truppen, eine durchaus wahrscheinlich klingende Erklärung.

Dagegen ist zu bemerken, daß die Besetzung Griechenlands durch Italiener, Franzosen und einige englische Truppenteile mit Ausnahme der Peloponnes-Halbinsel fast ganz durchgeführt zu sein scheint. Außer der dadurch erzwungenen Verfügung über die Ernte des Landes haben die beteiligten Mächte so die Eisenbahnen Griechenlands in die Hand bekommen, die sie zum Truppentransport nach Saloniki benutzen werden. Auf diese Weise wird die Seefahrt auf die kurze Strecke von der italienischen zur griechischen Küste durch die Meerenge von Otranto beschränkt und damit die äußerst unangenehm gewordene U-Bootsgefahr stark verringert.

Diese U-Bootsgefahr hat sich nach der offiziellen Mitteilung des Reichsmarineamtes im Monat Mai zwar

etwas geringer als im April, aber immer noch recht beträchtlich erwiesen, da im Ganzen 869 000 Tonnen versenkt wurden. Zugleich wird mitgeteilt, daß die deutschen U-Bootsverluste im Mai wieder hinter der Voraussetzung zurückblieben, so daß eine Verstärkung der Untersee flotte auch in diesem Monat eingetreten ist. Von besonderen Ereignissen in der Berichtswoche ist nur die Versenkung zweier Transportschiffe und eines Hilfskreuzers (englisch), ferner die Beschießung des italienischen Hafens Benghasi an der nordafrikanischen Küste durch mehrere U-Boote zu erwähnen.

Der Luftkrieg nimmt solche Ausdehnung an, daß nur noch ganz besondere Vorkommnisse berichtet werden können. Zu diesen möchten wir die Rückkehr des Rittmeisters von Richthofen zählen, die durch seinen 53. Luftsieg bekannt geworden ist.

Als allgemein wichtig sei noch auf die Mitteilung eines Vertreters des Kriegsministeriums im Reichstagsausschuß hingewiesen, daß von je 100 Mann des Feld- und Heimatheeres, die ärztlich behandelt werden, 70 wieder frontdienstfähig, 21,3 garnisondienstfähig werden, ein glänzendes Ergebnis der deutschen Heilkunst und Pflege.



### Nachmittagssonne.

Unterm Dache hängt ein Fensterlein.  
Das blinzelt mit blinden Augen  
In die Sonne hinein. —

Ein blasser Blondkopf lehnt inmitten  
Von Tausendschönchen und Margeriten  
Und schaut auf den dumpfen Hof hinunter,  
Wo zwischen Unrat und Werkstattplunder  
Der Blechschmiedesell einen Kessel flickt. — —  
So still. — Von den Ziegeln trieft die Schwüle;  
Im Hause knarrt wo eine Kaffeemühle.  
Drauf ist das Bübchen eingekickt. —  
Da hat ihm die Sonne am Fensterlein  
Aus Sonnenfäden und Sternenblumen fein  
Einen güldenen Traum gestickt  
Und schnell sich — ehe das Bübchen erwacht —  
Über des Nachbars Dachfirst davon gemacht.  
Int. Otto, Basel.

### Ein Frühlingstag.

Willy Skribbe, Intern., Flüelen.

Wieder hat der Frühling die Erde mit seiner Schönheit gekrönt und das Labsal seiner frischfrohen Farben, seiner Lerchen- und Amsellieder weckt nach langem Wintersbrüten wieder in unsren Herzen den stillen Dank gegen die Allmacht des Unsichtbaren, den Dank, von dem ein Dichter sagt, daß nicht einmal jener unser ist, und sogar noch erborgt sein muß. — Aus all dem Ahnen, Erwachen, Drängen und Sprießen, aus all den schlummernden Funken der Erde, hat die Natur nun wieder das Leben gelockt und in unermeßlichem Segensreichtum mit ihrem geheimnisvollen Walten wieder das Paradies des Frühlings um uns her gezaubert.

Wie hell nun die Maiensonne aus dem blauen Himmel brennt! Wie lebensbeschwörend ruht ihr blendendes Gold auf Dächern und Gärten, bis fernhin wo die saftiggrünen jungen Wälder die Hänge begränzen, weit bis in die fernste

Talschlucht, wo Meere von weißen Blüten schimmern. — So trink' ich nun mit dankbarem Erfassen den Odem des herrlichen Maientags. Über mir summen die jungen Blätter der alten Dorflinde und ihre kühlen Mittagsschatten tuen wohl wie sanfte Hände. Seitwärts aus den üppigen wogenden Linien der Gebüsche und Gärten strömt ein betörender Duft und jedes Lüftchen trägt einen wonnig-würzigen Hauch zu mir. Melancholisch tönt das leise Plätschern des Brunnens über den sonst stillen Dorfplatz; und lange schau' ich dem flimmernden Wassersprudel zu, an dem die Kleinen sich tummeln und ihr harmloses Spiel treiben. Sonnenfunken huschen wie Silberspeere herüber, hinüber. — Wenige Schritte vor mir am Gartenhag neigen sich üppige Syringenbüsche, weiß und violett. Gerade will ich mir einige Blüten brechen, da erschallt aus dem alten Eckhause ein frischheller Gesang. Es ist die Schule. Knaben singen und artig begleitet eine Geige die Liedchen.

Lange noch hör' ich den hellen Stimmen der jungen Menschenkinder zu. Kinder, deren Herzen nicht wissen, daß sie selbst Knospen sind, Blüten die auch der Frühling in seinen Armen hält, um sie im Erblühen und Reifen mit dem Höchsten — der Liebe zu krönen . . . . .

### Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Guten Tag, kleines Cousinchen!“ Barenheim beugte den Rücken, um dem Püppchen die Hand zu bieten, und versuchte, der Stimme recht sanften Klang zu geben. Das tat er immer, wenn er sich vor eines Hauses Kindern sah. Er wußte nie, wie er zu ihnen reden sollte, und fürchtete stets, sie durch den Klang der Männerstimme zu erschrecken.

Aber, ganz Dämchen, machte die Kleine ihre Hand frei und hob den Kopf: „Ihr Nichtchen bin ich nicht, Onkel Kapitänleutnant.“



Die schien für einen Ball beinahe reif, aber, Kind noch an Freimut, plauderte sie aus: „Tante Else sagt, Cousinen wäre nur sie von dem Onkel.“

„Ich wollte ihr den Vetter Seemann nämlich nicht gönnen“, rief laut eine fröhliche Mädchenstimme durch die Tür, und — im Rahmen stand — stützend, stäunend, überrascht — die junge Dame aus dem Eisenbahnwagen!

Er starrte sie an, war für den Augenblick unfähig, die Glieder zu rühren, und fühlte, daß eine Blutwelle seine Gesichtshaut rötete. Durch den Kopf schoß der Gedanke, daß er einer Gefahr entronnen sei, denn wie stünde er jetzt vor den Eltern und der Cousine, wenn er sie angesprochen hätte! Dazu kam unendliche Freude, daß er sie kennen lernen durfte.

Die Cousine meisterte als erste die Überraschung und schritt durch die Tür ins Zimmer. Gleichzeitig platzte aus beider Mund ein Lachen, als sie sich die Hände gaben: „Aber, Vetter, ist das nicht närrisch, daß wir uns ahnungslos einen halben Tag gegenübermaßen?“

Noch frischer, blühender schien die Gesichtshaut mit dunklem Schmelz über dem leichten weißen Kleid. Noch lebendiger, glänzender waren die blauen Augen.

„Zu dumm war ich!“ brachte er nur heraus.

Frank und frei lachte sie ihm ins Gesicht: „Geahnt muß ich übrigens doch etwas haben, denn ich dachte, mit einem Backenbart würden Sie Papa ähneln.“

Die Eltern waren nähergetreten und blickten fragend auf Tochter und Neffen.

Da gab er Erklärung und schloß mit einem Blick auf die Cousine: „Wenn ich mich nur vorgestellt hätte!“

Ihre Augen sagten, sie wisse, daß er es gewollt habe. Hatte sie doch über das Buch nach ihm geschielte und seine bewundernden Blicke gefühlt. Auch hatte er sich manchmal aufgerichtet, als ob er sprechen wollte. Darum eigentlich war sie in das Damencoupé geflüchtet. Es hätte ihr mindestens kein Vergnügen gemacht, den Artigen abzuweisen.

Ihr Blick gab ihm Mut zu sagen: „Nun freue ich mich doppelt, Sie kennen zu lernen.“

Das lebhaftes Augenspiel verriet, daß sie die Freude teilte:

„Wie gerufen kommen Sie heute, Vetter. Ich habe mich gleich noch zum Tanzen umgezogen.“ Sie wies auf das weiße Kleid. „Wenn es auch nur ein Kinderball ist, machen wir beide doch mit.“

„Und ob!“

Er prüfte die straffe, schlanke Gestalt und bejahte sich die Frage, ob sie eine gute Tänzerin sei. Dabei fühlte er ihren Blick das gleiche tun und Gefallen an ihm finden.

„Also tanzen Sie auch gern, Vetter?“

„Lieber, als ich esse und trinke!“

Die Tante lächelte, aber der Onkel tat, als müsse er die Stirn in Falten krausen:

„Du bist mir zu förmlich, Ernst. Nennt euch Du.“

Der Diener meldete:

„Die jungen Herrschaften, gnädiges Fräulein!“

„Auf Wiedersehen“, rief Else. Ihre Fingerspitzen tupften wie heute morgen gegen das spröde, trockene Haar. Wie in Vorfreude am Tanzen wirbelte sie auf den Absätzen herum und haschte nach der Hand des Kindes: „Komm zu deinen Gästen, Baby!“

„Leo müssen wir mitnehmen“, sagte das Kind.

„Aber nur zum Pfötchengen, Baby.“

Auf leichten Füßen und sicheren Gliedern hastete sie gleitend, hüpfend, die Fußspitzen gestreckt und die Lippen gespitzt, als wolle sie die Melodie eines Tanzes pfeifen, zur Tür des Wintergartens. Aber es war ein Ruf, wohl für einen Hund, den sie hineinpfiff.

„Ah, da bist du schon! Komm kleine Hoheit!“

Die festen, jungen Glieder strafften das dünne Weiß des Kleides, als sie hinter der Tür niedersaß und mit krauenden Fingern in das dicke Zottelhaar eines Tieres

griff. Wie eine große gelbe Katze sah es aus. Gleich war sie wieder auf den Füßen und kam zurück. Barenheim traute dem eigenen Blick nicht, denn ein junger Löwe rieb die Schnauze an ihren weißen Schuhen und Strümpfen.

„Habt ihr denn keine Angst vor der Bestie?“

„Bestie lass' ich mir nicht gefallen, Vetter! Leo ist eine wohlgezogene Hoheit. — Hier komm, komm, komm! Komm schön, Leochen.“ Zur Tür nach draußen gehend, schlug sie die Hand gegen die Knie, und immer versuchend, ihre Finger zu erhaschen, zottelte spielend auf unbeholfenen Füßen das Tierchen mit.

Er war noch ganz verwundert: „Wo habt ihr ihn her, Onkel?“

Der hob die Schultern wie ein Vater, der dem verwöhnten Kind auch die wunderlichsten Wünsche erfüllt: „Von Hagenbeck aus Hamburg hat sie ihn neulich mitgebracht. Wo sie die Vorliebe für Raubzeug her hat, weiß ich nicht. Am liebsten ginge sie nach Afrika auf Löwenjagd.“

Er dachte an den Admiral, aber der Onkel zog die Uhr: „Ich verabschiede mich vorläufig, Ernst. Bis zehn Uhr widmest du dich den Damen. Dann trinken wir eine Männerflasche.“

Er bot ihm die Hand und drückte die seiner Frau: „Auf Wiedersehen, Lieschen!“

Die Tante lud zum Sitzen ein: „Es dauert doch ein Weilchen, bis die Kinder versammelt sind.“

Barenheim wollte eine Unterhaltung einleiten: „Ich höre, daß ihr nach Hamburg übersiedeln wollt, Tante. Fühlt ihr euch in Frankfurt nicht wohl?“

„Wir möchten Adelheid, meiner ältesten Tochter, nahe sein. Ihr Kind hast du eben kennen gelernt. Wir haben es schon eine Woche hier, und die Eltern kommen morgen zum Fest. Else war nach Hamburg gefahren, um sich das von Adelheid für uns gefundene Haus anzusehen.“

Das klang anders, als die eigene Mutter gesprochen hatte. Er lachte: „Ich verstehe, daß ihr euch dem Urteil der Cousine anvertraut. Als ich sie heute morgen sah, dachte ich: Die weiß was sie will!“

Wenn die Tante wie jetzt mit tupfenden Fingern nach den Haaren griff, war zu sehen, wie sehr Mutter und Tochter sich ähnelten. Aber warum prüfte ihn unausgesetzt der nachdenkliche Blick?

„Unser Wildfang regiert uns auch. Wir geben ihrem Temperament die Zügel, aber ohne sie schleifen zu lassen. In die Berge klettern, tanzen, reiten, ein Automobil fahren und sich einen jungen Löwen halten mag sie, aber damit deine Frau Mutter — von der ich so viel Gutes höre — nicht schlecht von mir denkt, sage ich, daß wir Else sonst keineswegs zum modernen Mädchen erzogen haben. Trotz des sicheren Auftretens ist sie doch recht naiv. Aber du solltest erzählen, Ernst. Ich interessiere mich für die Marine und bin sogar Mitglied des Flottenvereins.“

Augenscheinlich stolz war sie darauf.

„Dein Interesse für uns ist doppelt schmeichelhaft, da du so lange im Ausland gelebt hast, Tante.“

„Das dürfte die Ursache sein, Ernst. In der Fremde gerade fühlen wir die Notwendigkeit einer Flotte und darum den Stolz über ihr schnelles Wachsen. Bringe nachher Onkel Karl auf das Thema. Mein Mann erwärmt sich gern im Sprechen und fällt dann ins Schwärmen. Mir gefällt das, wenn er von der Marine spricht. Noch vor 20 Jahren regte sich in Deutschland kaum ein Sehnen nach ihr und nun ist sie über Nacht wie die Göttin der Sage, aber nicht Venus, sondern Pallas Athene, jung, stark, wehrhaft in klirrendem Stahl, aus Schaum und Wellen der Nordsee gesprungen. Sie wächst und mehrst sich still, lautlos, aber unaufhaltsam, denn kein Deutscher mag ihrer Fahrt ins Große Grenzen ziehen. Das Ziel kennt niemand, aber ein ganzes Volk fühlt, daß die Männer am Ruder zu einem hohen, zu neuer Herrlichkeit, zu einem Reich der Zukunft steuern.“

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“:

Professor Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant Sticks, Bern, Thunstraße 23.



# ELCHINA Vorzügliches Chinapräparat

nach Dr. Scarpattetti und  
Dr. A. Hausmann.

stärkt und beruhigt die Nerven,  
hebt den Appetit und die Verdauung,  
erhöht die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit.

Flasche à Fr. 2.50 in den Apotheken. Hauptdepôts: **St. Gallen:** Hechtapotheke, Marktgasse 11; **Zürich:** Uraniaapotheke, Uraniastraße 11; **Davos-Platz** und **Dorf:** Apotheken Hausmann.

## Internierte

Die mit dem **Sahnenjunker Max Ohler**, Inf.-Regt. Nr. 160, 3. Batt., Erkennungsmarke Nr. 706 (vermisst seit 7. Oktober 1916 nach einem Gefecht am Südrande des Pierre-Vaast-Waldes), in Gefangenschaft zusammen waren oder sonst etwas über seinen Verbleib angeben können, werden gebeten, ihre Adresse der Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung zu übermitteln.

Gesucht zum baldigen Eintritt

## ein Optikergehilfe

mit allen Reparaturen und Einschleifen der Gläser vertraut. Gute Bezahlung. Offerten an die Expedition dieses Blattes.

## Zur Bedienung unserer wandernden Riesbrech- maschinen

suchen wir

## 8 Militär- oder Zivilinternierte

(Klasse 4). Anfangsstundenlohn 60 Rappen mit nachheriger Aufbesserung auf 65 Rappen. Verpflegung und Logis am Arbeitsplatz. Verpflegungskosten belaufen sich auf zirka Fr. 2.— pro Tag. Gute Behandlung wird zugesichert. — Anmeldungen nehmen entgegen **R. Giger & Co., Zürich 6, Rösslibachstr. 72.**

## Gelernte Gummiarbeiter

finden dauernde und lohnende Beschäftigung in der Schweizerischen Gummiwarenfabrik, **J. Lenstroff** in Aarau und Genf.

## „Pilgerruhe“ – Interlaken

Christl. Hospiz  
Pension

Famliär geführtes, ruhiges Haus  
Bad, Balkon, Rugenwald  
1 Minute

Deutscher Besitzer — Prospekt  
P. PREIS

Seldgraue und blaue, zum Teil fast neue

## Offiziers-Uniform

für große, schlanke Figur zu verkaufen. Näheres durch **Wiesinger, Zürich, Vogelfangstr. 3 pt.**

Stück  
90  
Rappen



**Blütenart**  
wird Ihr Antlitz rein u. weiß  
Ihr Crème beim Bedecken von  
Rumpfs Hauterfrägender

Stück  
90  
Rappen

## CIGARREN-IMPORT-HAUS L. Spring · Bern

Marktgasse 26      Telephon 2960

## Ernst Finckh, Verlag, Basel

Die Wesensart der deutschen Schweiz von E. Blocher,  
Pfarrer in Zürich . . . . . Preis Fr. —.60

Die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Deutsch  
und Welsh in der Schweiz seit Ausbruch des  
Krieges von Aug. Schmid (Stawil) Preis Fr. —.50

Die Schweiz ein Vorbild in der Nationalitätenfrage?  
Eine Mahnung zur Bescheidenheit von August  
Schmid (Stawil) . . . . . Preis Fr. 1.—



## Militärmützen

Klappmützen und hochstehend  
in seldgraue Loden Fr. 6.—

Tuch „7.—

Für Artillerie 50 Cts. mehr. An-  
gabe der Kokarde erwünscht.

Auf letztere für Internierte  
10 Prozent Rabatt

**Stroh- und Filzhüte**  
**W. Pappin, Zürich I, Strehlgasse 7**  
Zürcher Mützenfabrik und Hutfabrik